

DER FELS

Prof. Dr. Reinhold Ortner:
Wenn du Gott suchst

35

Prof. Dr. Hubert Gindert:
Hat die deutsche Ortskirche mit
„weiter so!“ eine Zukunft?

48

Jürgen Liminski:
Nach außen Demokratie, nach innen Tyrannei

52

Katholisches Wort in die Zeit

49. Jahr Februar 2018



INHALT

Prof. Dr. Reinhold Ortner:
Wenn du Gott suchst 35

P. Dr. Dr. Andreas Hirsch FSSP:
Liebende Ganzhingabe in der
Nachfolge Jesu Christi – der Zölibat 37

Pfr. Dr. François Reckinger:
Die Ehe und ihre Unauflöslichkeit 39

Diakon Raymund Fobes:
Denn meine Augen haben
das Heil gesehen 46

Dr. Eduard Werner:
Reformer und Wegbereiter in Kirche
und Welt: Georges Lemaitre 47

Prof. Dr. Hubert Gindert:
Hat die deutsche Ortskirche mit
„weiter sol“ eine Zukunft? 48

Jürgen Liminski:
Nach außen Demokratie,
nach innen Tyrannei 52

Dr. Udo Hildenbrand:
Saladin: Toleranz-Ikone oder
„Schwert des Islam“? 56

Auf dem Prüfstand 60

Bücher 62

Veranstaltungen 63

Impressum „Der Fels“ Februar 2018 Seite 63
Redaktionsschluss ist jew. der 5. des Vormonats

Titelbild: Darstellung des Herrn

Fresko, Arenakapelle, Padua von Giotto di Bondone
von 1304 und 1306 gemalt. Erläuterung: S. 62

Foto- und Quellennachweise:

Fotos: 35 oben: Kunstschatze des Vatikans, D. Redig
de Campos, Dt. Bücherbund Stuttgart, S. 32; unten: un-
bek. Meister „aus Cserény“, Beuroner Kunstverlag;
36, 48 re, 49 li, 50 re, 51 li, 56, 57 wikimedia gemeinfrei;
37-38 Wigratzbad, Priesterseminar St. Petrus 39 G. Gu-
adalupi, Die Bibel, K. Müller, S. 169; 40-43 J. Browker
Bibel-Handbuch, d. Kindersley, S. 206, 212, 218; 44
Evangelium für die Hochfeste des Kirchenjahres, Faksi-
mile Wiedergabe aus dem Codex aureus, Eos-Verlag,
S. 104; 46 R. Fobes; 48 li: Fresko von Paulus in Mi-
chael Hessemann: Paulus von Tarsus; S. 248, Nr. 46;
Sankt-Ulrich-Verlag, Augsburg; 49 re, 50 li: Archiv; 51
re: Bistum Regensburg; 52-55 J. Liminski; 56 photo of
Saladin (Selahedin) Mausoleum is courtesy of TripAd-
visor-g294011-d324812-i23433778

Quelle S. 64: Otfried Pustejovsky in „Zeugen für
Christus“ I Seite 861, hrsg. v. Helmut Moll

Liebe Leser,

Vorbilder braucht unsere Zeit:
Es gibt sie!

Am 16. Dezember wurde im
Münchner Liebfrauentempel der
Seligsprechungsprozess für den
Journalisten Fritz Gerlich er-
öffnet. Kardinal Marx verglich
Gerlich in seiner Predigt mit
Johannes dem Täufer: „Johan-
nes sei kein unbeteiligter Zeuge
gewesen, sondern ein Märtyrer,
der selbst betroffen gewesen sei
und aus tiefer Überzeugung ge-
handelt habe... Gerlich sei ein
Mann auf der Suche gewesen...
unter Einsatz seines Lebens habe
er sich auf die Seite des Lichts
gestellt und sein Leben für die
Wahrheit riskiert“ (Tagespost,
19.12.2017).

Fritz Gerlich ist noch nicht
selig gesprochen. Er ist trotzdem
ein Vorbild. Gerlich wollte im-
mer der Wahrheit auf den Grund
gehen. Deshalb fuhr er nach
Konnersreuth, um den „Schwin-
del“ mit Resl aufzudecken. Dort
erfuhr er nicht nur die Wahrheit
über die Resl, er entdeckte mehr:
Die Wahrheit der katholischen
Kirche. Aus dem Saulus wurde
ein Paulus. Konnersreuth wurde
für Fritz Gerlich zum Damas-
kus seines Lebens. Nach seiner
Konversion nahm er den Kampf
gegen seine persönlichen Schwä-
chen und Fehler ernst. Damit
sagt er auch uns etwas, wenn wir
am 14. Februar, dem Aschermitt-
woch, zur Umkehr aufgerufen
werden. 1931 schrieb Fritz Ger-
lich über sich: „Mein Lebensweg
... ist durch viele, viele Irrtümer
hindurchgegangen ... aber unser
Herr und Heiland Jesus Chris-
tus wird dem Manne, der wegen
der offenen Aussprache seiner
Überzeugung mit dem Strick um
den Hals eines Tages zum letzten
Urteil vor ihn hin tritt, sicher
vieles verzeihen“ (Tagespost
19.12.2017).

Die Zeitung, für die Ger-
lich schrieb, hieß „Der gerade
Weg“. Ein passender Name. Zu
Gerlichs Zeit wurde in der po-
litischen Auseinandersetzung
die Wahrheit besonders von den
Nationalsozialisten auf den Kopf
gestellt. Adolf Hitler, Goebbels
und Co stellten die größte Ge-
fahr für das Volk dar. Gerlich
war ihr entschiedenster Gegner.
Dafür wurde er am 1. Juli 1934
im KZ Dachau ermordet.

Wenn aber Kardinal Marx
in seiner Predigt sagte: „Viele,
auch viele Christen sind dieser
Ideologie gefolgt“, so müsste
diese Aussage gerechterweise
differenziert werden. Es waren
Christen, die in ihrem Glauben
heimatlos geworden waren – und
es waren, wie das Wahlverhalten
nach Konfessionen zeigt, in der
großen Mehrheit Protestanten.

Da Fritz Gerlich gegen jede
Form von Diktatur auftrat würde
der Gott- und Wahrheitssucher
Gerlich heute auch gegen die
Diktatur des Relativismus aufste-
hen, die nach Joseph Ratzinger
„nichts als endgültig anerkennt
und als letztes Maß nur das eigen-
e Ich und seine Gelüste gelten
lässt“. Dieser Relativismus ist
das Credo des heutigen Zeitgei-
stes. Er ist auch in die Kirche ein-
gedrungen. Deswegen wird sich
die Zustimmung für Fritz Ger-
lich sowohl in den säkularen wie
auch in den kirchlichen Medien
in Grenzen halten. Gerade des-
wegen ist das Beispiel von Fritz
Gerlich so zeitgemäß!



Mit den besten Wünschen
aus Kaufering
Ihr Hubert Gindert

Wenn du Gott suchst

Einst lebten Menschen auf einer Insel, die von einem weiten Meer umschlossen war. Diese Insel war ihnen zur gewohnten Heimat geworden. Sie hatten sich dort häuslich eingerichtet. Sie aßen, tranken, arbeiteten, schliefen, heirateten und bekamen Kinder, denen sie ihre Insel weiter vererbten.

Eines Tages verbreitete jemand eine aufregende Kunde: „Irgendwo weit hinter dem Meer gibt es ein unvergleichbar schöneres Land. Dort lebt ein gütiger und mächtiger König, der allen ein Höchstmaß an Glückseligkeit verspricht. Um dorthin zu kommen muss man allerdings über die Weiten des großen Meeres fahren. Jeder Mensch, in dessen Herz Vertrauen, Liebe und Güte wohnen, kann es finden.“

Diese Kunde wurde von den Menschen sehr verschieden aufgenommen. Einige sagten: „Seit ich lebe, kenne ich nur ein riesiges, unendliches Meer, das unser Land umgibt. Ich kann daher dieser Behauptung keinen Glauben schenken und bleibe lieber, wo ich bin. Da weiß ich, was ich habe.“ Andere waren ihrem Reichtum und ihren Vergnügungen verfallen. Daher konnten sie den Gedanken nicht ertragen, diese Annehmlichkeiten aufgeben zu müssen. „Wir leben nur einmal“, dachten sie. „Also essen und trinken wir und wollen es uns gut gehen lassen!“

Anderere spürten instinktiv eine Gefahr, die von dieser Kunde für ihre bisherige Machtposition ausging. „Es wird höchste Zeit“, sagten sie zu einander, „dass wir entschlossen und notfalls mit Gewalt gegen diese staatsgefährdende Meinungsmache vorgehen.“ Sie fingen an, jeden Glauben an diese Kunde bei den Menschen von Anfang an zu zerstören.

Wieder andere bewahrten die frohmachende Nachricht in ihrem Herzen. Ihr Denken fand keine Ruhe

mehr. Sie fingen an, in ihr Leben Liebe und Güte einzubringen. Opfer, Nachteile und Widerstände schreckten sie nicht ab. Trotz Spott und Bedrohung seitens ihrer Mitwelt wagten sie den Aufbruch und verließen mit einem Schiff die Insel.

Und siehe, als sie im Glauben und Vertrauen an das Versprechen des fernen Königs in die unbekanntenen Weiten des Meeres hinausfuhren, fiel es ihnen immer mehr wie Schuppen von den Augen. Jeden Tag wurde ihre Gewissheit größer, ihr Kurs sicherer, ihr Ziel greifbarer.“

Leben die Menschen in unserer Gesellschaft nicht in einer vergleichbaren Situation? Wenige können sagen, dass sie noch nie etwas von der Frohen Botschaft gehört haben, die Gott in Christus allen Menschen übermittelte. Und doch – wie verschieden wird diese Botschaft aufgenommen! Die einen sagen: „Wir glauben nur, was wir wahrnehmen. Alles andere sind fromme Märchen.“ Die Reichen und Mächtigen denken an die Vorteile ihres Leben innerhalb des etablierten gesellschaftlichen Systems und haben Angst, ihre weltanschaulichen Positionen aufgeben zu müssen. Andere bezeichnen Güte und Liebe als charakterliche Schwachheit und verharren in Egoismus, Herzlosigkeit und sündigem Tun. Nur eine kleine Gruppe von Menschen denkt über den wahren Sinn und das Ziel des Lebens und über die Botschaft des Evangeliums nach und vertraut darauf.

Es ist eine alte Erfahrung: „Wer Gott sucht, der findet Ihn auch.“ Suchen heißt zunächst einmal, sich auf den Weg machen und den Aufbruch wagen. Gott finden wird jeder, der Ihn ehrlichen Herzens darum bittet und auf der Suche nach dem Ziel seines Lebens sich Christus anschließt, der von sich sagt: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben“. Wagen,



Ein Philosoph mit der Laterne unterwegs. Mit seinem Denken will er die Geheimnisse dieser Welt ergründen und den Menschen Licht auf der Suche nach dem Sinn des Lebens bringen. Von Diogenes sagt man, dass er am helllichten Tag auf dem Marktplatz in Athen mit einer Laterne umherging und sagte, er suche einen Menschen. Nietzsche erzählt die Geschichte von dem tollen Menschen, der am hellen Vormittag eine Laterne anzündete, auf den Markt lief und unaufhörlich schrie: „Ich suche Gott! Ich suche Gott!“

Der hl. Martin teilt seinen Mantel und gibt die Hälfte davon einem notleidenden Bettler. „Was ihr dem geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan“ (Mt 25,40).



Eines Tages wollte der Enkel von Rabbi Baruch mit anderen Kindern Verstecken spielen. Er wusste ein besonderes Versteck und dies war sein großes Geheimnis. Er verbarg sich also dort und wartete voll gespannter Freude darauf, dass die anderen ihn entdecken würden. Als er lange ausgeharrt hatte, kam er wieder aus dem Versteck hervor. Jedoch seine Freunde waren nirgends zu sehen. Da wusste er, dass sie ihn überhaupt nicht gesucht hatten. Er ging betrübt zu seinem Großvater und klagte ihm seine Enttäuschung. Dieser strich ihm über das Haar und sagte:
 „Siehst du, mein Junge, so geht es auch Gott. Er verbirgt sich. Aber keiner will Ihn suchen.“

glauben, vertrauen – so musst du beginnen, wenn du Gott suchst.

Aber immer weniger Menschen wollen Gott suchen. Wir hasten von einem Tag zum andern. Unser Denken, Tun und Trachten ist belegt von der Suche nach irdischen Annehmlichkeiten, Reichtümern, Erfolgen, Ehrungen und persönlichem Wohlergehen. Wir nehmen dies so ungemein wichtig. Aber warum suchen wir nicht ebenso nach Gott? Ist Er uns weniger wichtig? Gott drängt sich nicht auf. Er ist ein verborgener Gott. Aber Er wirbt mit größter Liebe um unsere Aufmerksamkeit. Er wartet darauf, dass wir Ihn suchen und dann auch finden.

Aber wie kannst du ihn suchen? Es gibt ungezählte Möglichkeiten. Geh offenen Herzens in die Natur. Lass die kunstvolle Gestaltung und Schönheit einer Blume auf dich wirken. Betrachte den Flug der Schwalben, die Farbenpracht eines Schmetterlings, die sinnvolle Konstruktion eines Spinnennetzes, Blütenstaubwolken, die der Befruchtung dienen. Man könnte endlos aufzählen. Gottes Schöpfung ist wunderbar. Und dahinter verbirgt sich Gott. Geh auf die Suche, um deine Sinne zu öffnen, nachzudenken und zu staunen.

Vielleicht wendest du dich einem hilfsbedürftigen Menschen zu. Hilf ihm aus seiner Not. Nimm ihn bei der

Hand, schau in seine Augen. In der Begegnung mit der Seele deines Mitmenschen erlebst du ein Ahnen von der Größe Gottes, der diese Seele erschaffen hat. Oder denke über dich selbst nach. Wie kommt es, dass du da bist? Woher kommst du? Wohin zielt dein Leben? Wer hat bewirkt, dass es dich gibt? Gott hat auch dich erschaffen, einfach, weil Er dich wollte und weil Er dich liebt. Und nun wartet Er, dass du Ihn suchst, dass du Ihn findest, dass du Verbindung zu Ihm aufnimmst.

Der tiefe Sinn des Lebens ist es, Gott zu suchen. Der tiefe Sinn des Sterbens ist es, Gott ganz und für immer gefunden zu haben. □

Vor über 500 Jahren war Christoph Kolumbus an Bord seiner Karavelle Santa Maria aufgebrochen, um den Seeweg nach Indien im Westen zu finden

„Nun war man wochenlang auf See gewesen, ... Wasser, Wasser, Wasserwüsten ... überall. Nach wochenlanger Fahrt ... wurde die Besatzung unruhig. ..., der Schiffszwieback ging zu Ende, das Wasser wurde rationiert, und Pökelfleisch gab es auch nicht mehr. Die einen sagten: Jetzt müssen wir den Kurs ändern. ... Jetzt müssen wir nach Norden fahren. Es wird hier viel zu heiß. Die andern sagten: nach Süden; nach Westen ist es viel zu weit. Die allermeisten wollten nach Hause umkehren ... das Leben retten!

Nur Kolumbus sagte: Wir müssen weiter auf Kurs bleiben und wir werden das Land finden.“ (Dyba Johannes, aus der Predigt an Mariä Namen)



Liebende Ganzhingabe in der Nachfolge Jesu Christi – der Zölibat



Die Sadduzäer glaubten nicht an die Auferstehung und das Ewige Leben. Sie wollten Jesus eine Falle stellen. Sie fragten den Herrn, mit wem eine Frau, die gemäß dem mosaischen Gesetz nach dem Tod ihres Mannes dessen Bruder heiratet und nach dessen Tod wiederum den nächsten Bruder usw. (Mt 22,23ff), im Himmel denn verheiratet sei. Jesus betont in seiner Antwort die Macht Gottes, der ein Gott der Lebenden ist und dass die Menschen nach der Auferstehung nicht mehr heiraten werden, sondern wie die Engel leben. Der Hauptzweck der von Gott eingesetzten Ehe ist in Liebe Kinder zu haben und diese zu Gott zu führen. Somit ist der Zölibat der Verzicht auf etwas Gutes – das Schlechte müssen wir sowieso als Sünde meiden. Der Zölibat erschöpft sich aber nicht im Verzicht, sondern ist auf Gott, die unendliche Liebe, ausgerichtet und weist auf das Ewige Leben hin: „Denn nach der Auferstehung werden die Menschen nicht

mehr heiraten, sondern sein wie die Engel im Himmel“ (Mt 22,30). Der verheiratete Petrus fragte Jesus: „Du weißt, wir haben unser Eigentum verlassen und sind Dir nachgefolgt.“ Jesus antwortete ihnen: „Amen, ich sage euch: Jeder, der um des Reiches Gottes willen Haus oder Frau, Brüder, Eltern oder Kinder verlassen hat, wird dafür schon in dieser Zeit das Vielfache erhalten und in der kommenden Welt das Ewige Leben“ (Lk 18,28ff). Diejenigen Apostel, die verheiratet waren, haben demnach ihre Frauen (und Kinder), die in der Großfamilie versorgt waren, um Jesu willen verlassen.

Paulus stellt die Sorge um das Reich Gottes über eine Familie und schreibt, dass man nicht gleichzeitig zwei Herren dienen kann (1 Kor 7,26-35). Die ehelos lebenden Kleriker wählen Jesus, der selbst unverheiratet war, als den Bräutigam ihrer Seele (Mt 2,18ff), in dessen Nachfolge sie gerufen sind. Ihre ganze Sorge

gilt nach dem Vorbild des Herrn dem Reich Gottes. Wenn Paulus schreibt, dass der künftige Bischof und Diakon nur Mann einer Frau gewesen sein darf (1 Tim 3,2.12; Tit 1,6) so spricht er nicht über die Vielweiberei, die sowieso den Gesetzen Gottes widerspricht, sondern lässt nur solche Kandidaten für die heiligen Weihen zu, die nur einmal verheiratet waren und wie die Apostel ihre Ehefrau um Jesu willen verlassen haben. Frau und Kinder mussten versorgt sein, das war selbstverständlich und entsprach dem Liebesgebot.

Die Diakone, Priester und Bischöfe entscheiden sich für die Ehelosigkeit in der Nachfolge Jesu Christi um des Himmelreiches willen (Mt 19,12). Dies ist eine besondere von Gott geschenkte Berufung (1 Kor 7,7), die man nicht ‚machen‘ kann. Sie richtet sich nicht gegen die von Gott in der Schöpfungsordnung gewollte Familie. Denn alle Formen christlichen Lebens nach den Gesetzen Gottes er-

gänzen sich in der Kirche. Jeder hat seinen Platz und seine Aufgabe. Gott wird in Seiner Liebe und Allmacht allen gerecht. Jesus wird vom Vater gesandt und offenbart dessen bedingungslose Liebe durch Sein Leben, Leiden und Sterben am Kreuz (Joh 13,1; 19,30). Diese Liebe will Jesus uns offenbaren und schenken. Er beruft Bischöfe, Priester und Diakone, die leben wie Er. Sie sollen von jeder familiären Bindung befreit sein und

Kindern mit deren Einverständnis. Diese waren in der Großfamilie oder anderweitig gut versorgt. Man ging später immer mehr dazu über, nur noch unverheiratete Kandidaten zu weihen, von denen in der Anfangszeit noch nicht in ausreichender Zahl zur Verfügung standen. In der Ostkirche legte man im Vergleich zur Westkirche anfangs sogar größeren Wert auf den Zölibat wie aus den Zeugnissen der griechischen Kirchenväter

daten abgeraten haben und die anderen Bischöfe hätten zugestimmt. Sein Name taucht jedoch erst in späteren Schriften auf und ist beim bekannten Kirchengeschichtsschreiber Eusebius von Cäsarea, der in Nizäa anwesend war, nicht zu finden. Das Konzil von Nizäa verbietet den Bischöfen, Priestern und Diakonen das Zusammenleben mit Frauen, die nicht mit ihnen verwandt sind. Wegen der menschlichen Schwäche mussten die



sich ungeteilt um das Reich Gottes kümmern (Lk 9,58-62).

Wir haben gesehen, dass der Zölibat durch das Vorbild Jesu und Seiner Apostel gut begründet ist. Dieses Leben ist ein großes Zeichen einer innigen und ungeteilten Liebe zu Gott und den Menschen (Eph 5,25), die in der Ewigkeit durch Gott selbst vollendet wird. Wie Jesus folgten auch den Aposteln Frauen als Helferinnen (1 Kor 5,9) nach, die aber nicht ihre Ehefrauen waren, da sie von Paulus zusätzlich als Schwestern bezeichnet werden.

Der Zölibat macht den Priester frei für das Reich Gottes und wurde in der nachapostolischen Zeit in Ost und West praktiziert. Die verheirateten Weihkandidaten (die sogenannten *virī probati* = bewährte Männer) durften nur einmal verheiratet sein. Sie trennten sich wie etwa der hl. Gregor von Nyssa und der hl. Paulinus von Nola von ihren Frauen und

hervorgeht. Auch die lateinischen Kirchenväter wie etwa Hieronymus legen ein eindeutiges Zeugnis für den Zölibat ab. Dies änderte sich erst durch Abspaltungen von der Reichskirche in Persien und Ägypten sowie durch die Trullanische Synode 691 in Konstantinopel. Dort berief man sich auf absichtlich oder unabsichtlich schlecht übersetzte Texte afrikanischer Synoden, die den Zölibat bekräftigten und deutete diese in das Gegenteil um, worauf schon im 16. Jahrhundert Caesar Baronius hingewiesen hatte. Seit dieser Zeit sind die Weltpriester im Osten verheiratet, die Bischöfe jedoch nicht. Diese müssen aus dem unverheirateten Mönchsstand gewählt werden.

Gegen den Zölibat wird immer die von Friedhelm Winkelmann als Legende entlarvte Rede eines Bischofs mit Namen Paphnutius auf dem Konzil von Nizäa (325) ins Feld geführt. Dieser solle von einer Verpflichtung zur Ehelosigkeit bei den Weihkandi-

Päpste und Konzilien immer wieder den Zölibat einschärfen.

Der zölibatär lebende Priester schenkt ist im Dienste Jesu Christi wie dieser für Seine Schafe voll verfügbar und teilt die Einsamkeit des Herrn im Gebet, das immer mehr zu einer liebenden Zwiesprache mit dem Vater werden soll, der dem Priester die Kraft und die Gnaden für seine Aufgaben verleiht. Dies erfordert das Gebet der Priester für alle Menschen und das Gebet der Gläubigen für ihre Priester. So legen wir ein Fundament der Gottes- und Nächstenliebe.

Deshalb wiederhole ich es jedes Mal mit liebendem und frohem Herzen: Seid gut zueinander. Beginnen wir damit im Gebet. □

Vgl. die sehr informativen Bücher von Alfons Maria Kardinal Stickler, Der Klerikerzölibat, Abensberg 1993; Arturo Cattaneo (Hg.), Verheiratete Priester?, Paderborn 2012 und Stefan Heid, Zölibat in der frühen Kirche, Paderborn 32003

Die Ehe und ihre Unauflöslichkeit

Was sagen Bibel und Kirche dazu?

Es ist ein sehr aktuelles Thema, um das es im Folgenden geht – ein immer aktuelles Thema, das jedoch vor kurzem infolge der Einführung der sogenannten Ehe von gleichgeschlechtlichen Personen in Deutschland eine besondere Aktualität gewonnen hat. Dennoch geht es mir nicht um eine politische Auseinandersetzung im Blick auf die genannte Problematik, sondern um die tiefere Frage: Was ist das Vorhaben Gottes mit der Ehe als Einswerden zwischen Mann und Frau – und was will er durch sie, die Ehe, innerhalb der Welt und der Menschheit bewirken?

Grundlegung und Entwicklung im Alten Testament

Sieben Bibelstellen im Alten Testament vor allem geben eine zumindest vorläufige Antwort auf die Frage.

Zuerst der erste Schöpfungsbericht, im 1. Kapitel des Buches Genesis, Vers 27f, wo es heißt: „Gott schuf ... den Menschen als sein Abbild ... Als Mann und Frau schuf er sie. Gott segnete sie, und Gott sprach zu ihnen: Seid fruchtbar und vermehrt euch, bevölkert die Erde, unterwerft sie euch und herrscht über die Fische des Meeres, über die Vögel des Him-

mels und über alle Tiere, die sich auf dem Land regen.“

Dem fügt der 2. Schöpfungsbericht, Genesis 2, Vers 21-24, einen wichtigen Aspekt hinzu: „Gott, der Herr ließ einen tiefen Schlaf auf den Menschen fallen (und das bedeutet hier: auf den Mann fallen), so dass er einschlief, nahm eine seiner Rippen, baute aus der Rippe, die er vom Menschen genommen hatte, eine Frau, und führte sie dem Menschen zu. Darum verlässt der Mann Vater und Mutter und bindet sich an seine Frau und sie werden *ein* Fleisch.“

Ein Vergleich dieser beiden Berichte erweist, dass der erste mehr die Fruchtbarkeit der Ehe in der Zeugung und Erziehung von Nachkom-

enschaft betont, der zweite dagegen mehr die Bindung der beiden Partner aneinander. Als Bild dafür spricht der Verfasser erstmalig die bedeutungsschwere Erklärung aus, dass Mann und Frau durch ihre gegenseitige Hingabe in der geschlechtlichen Vereinigung *ein einziges Fleisch* werden.

Im Volk Israel allerdings, innerhalb dessen die Genesis genau wie alle anderen alttestamentlichen Schriften entstanden ist, wurde diese Stelle wenigstens zunächst offenbar nicht in dem genannten Sinn verstanden. Denn das alttestamentliche Gesetz erlaubte sehr wohl die Ehescheidung – allerdings als ausschließliches Vorrecht des Mannes.

Fra Angelico malte um 1452 die Paneele der Silbertruhe in der Kirche Santissima Annunziata, Florenz. Die Themen sind symbolträchtig. Das mystische Rad ist eine Interpretation des Himmels gemäß dem Ezechiel-Buch. Das äußere Rad zeigt die Propheten, das innere die Evangelisten und Apostel.



Die entscheidende Aussage dazu findet sich im Buch Deuteronomium, Kapitel 24,1-4. In der dort vorgeschriebenen Regelung erscheint die Frau gar nicht erst als Adressatin des Textes. Vielmehr geht es da ausschließlich darum, was ein Mann, der seine Frau aus der Ehe entlässt und aus seinem Haus wegschickt, zu tun hat, wenn diese seine gewesene Frau, nachdem sie einen anderen Mann geheiratet hat und später auch von diesem weggeschickt wurde, ihre Bereitschaft bekunden sollte, zu ihm, ihrem ersten Mann zurückzukehren. Und der Text besagt, dass dieser, ihr erster Mann, sie dann nicht wieder heiraten darf, denn, so wörtlich, sie sei durch ihren Geschlechtsverkehr mit dem zweiten Mann für ihn, ihren ersten Mann, unberührbar geworden.

Allerdings wäre es ungerecht, den Durchgang durch die Schriften



des Alten Bundes hier abzubrechen und damit den Eindruck zu erwecken, als sei das bisher Gesagte alles, was dessen Heilige Schrift über Mann und Frau, Liebe, Sexualität und Ehe zu sagen weiß. Denn außer den Geschichtsbüchern und den Gesetzesbüchern umfasst das Alte Testament, beginnend mit dem 8. Jh. vor Chr., auch die *prophetischen Bücher*, in denen ein deutlicher geistlicher Fortschritt auf den erwarteten Messias hin festzustellen ist. Dieser Fortschritt betrifft u. a. auch das Denken und Empfinden hinsichtlich Sexualität, Liebe und Ehe.

Vor allem kommt in dem genannten 8. Jahrhundert bei dem Propheten Hosea die Darstellung des Volkes Israel als der Braut Gottes auf: eine *treulose* Braut, weil sie Ihn, ihren Mann, betrogen hat, indem sie fremden, heidnischen Göttern nachgelaufen ist und sie verehrt hat (2,4-17). Weiter entfaltet wurde dieselbe Thematik ein bis zwei Jahrhunderte später in den prophetischen Reden von Jeremia (3,1-13) und Ezechiel (16,1-63). Ihren stärksten Ausdruck hat diese prophetische Tradition dann nochmals ein bis zwei Jahrhunderte später in dem sog. Hohelied gefunden. Hier kommen ein Mann und eine Frau zu Wort, die einander vollauf treu sind und außer

Der Prophet Jeremia (3,6-13) vergleicht den Bund Gottes mit Israel und Juda mit der Ehe. Israel und Juda haben ihre Treue gebrochen und sind in die Irre gegangen. Reue und Umkehr sind die Voraussetzungen für den Gnadenerweis Gottes.

„Der Herr sprach zu mir zur Zeit des Königs Joschija: Hast du gesehen, was Israel, die Abtrünnige, getan hat? Sie begab sich auf jeden hohen Berg und unter jeden üppigen Baum und trieb dort Unzucht.

Geh hin, ruf diese Worte gegen Norden und sprich: Kehr um, Israel, du Abtrünnige – Spruch des Herrn! Ich schaue dich nicht mehr finster an; denn ich bin götig – Spruch des Herrn –, ich trage nicht ewig nach“ (6.12).

sich sind vor Liebe zueinander. Dieses Hohelied beginnt mit einem Satz, in dem die Braut über den Bräutigam und zu ihm sagt: „Mit Küssen seines Mundes bedecke er mich. Süßer als Wein ist deine Liebe.“ Von einer Herrschaft des Mannes über die Frau ist in diesem Buch nichts mehr zu verspüren. – Doch kommen wir nun zum Thema Ehe und Ehescheidung im *Neuen Testament*.

◆ Das Unauflöslichkeitsgebot Jesu

Ausgangspunkt aller sinnvollen Überlegungen zum Thema Ehe und Ehescheidung kann nur das Wort Jesu sein, mit dem er die im Alten Testament vorgesehene Möglichkeit der Ehescheidung und Wiederverheiratung – im Blick auf die mit seinem Tod und seiner Auferstehung beginnende Zeit des Neuen Bundes – *für ungültig erklärt hat*. Dieses Wort ist im Neuen Testament an fünf Stellen bezeugt: Matthäus 5,31f; 19,3-12; Markus 10,2-12; Lukas 16,18; Paulus in 1 Korinther 7,10-16.

Die erste der beiden Stellen bei Matthäus, 5,31f, hat folgenden Wortlaut: „(Ihr habt gehört, dass zu den Alten gesagt worden ist:) Wer seine Frau aus der Ehe entlässt, muss ihr eine Scheidungsurkunde geben. Ich aber sage euch: Wer seine Frau entlässt, obwohl kein Fall von Unzucht vorliegt, liefert sie dem Ehebruch aus; und wer eine Frau heiratet, die aus der Ehe entlassen worden ist, begeht Ehebruch.“ Diese Stelle gehört zu einem Abschnitt der sog. *Bergpredigt*, in der Jesus nacheinander mehrere Forderungen des *alttestamentlichen Gesetzes* anführt und jeweils anschließend erklärt, dass diese Bestimmungen von jetzt an, in der neuen Zeit, die mit seinem Kommen angebrochen ist, nicht mehr in der überlieferten Weise gelten, sondern durch erheblich anspruchsvollere Forderungen ersetzt werden. Darauf wird weiter unten noch zurückzukommen sein.

Die zweite der beiden genannten Matthäus-Stellen zum Thema Ehescheidung (19,3-12), ist nicht Teil einer Rede Jesu, sondern eines seiner Streitgespräche mit Schriftgelehrten. Wörtlich heißt es da: „Es kamen Pharisäer zu ihm, die ihm eine Falle stellen wollten, und fragten: Darf man sei-

ne Frau aus jedem beliebigen Grund aus der Ehe entlassen? Er antwortete: Habt ihr nicht gelesen, dass der Schöpfer die Menschen am Anfang als Mann und Frau geschaffen hat und dass er gesagt hat: Darum wird der Mann Vater und Mutter verlassen und sich an seine Frau binden, und die zwei werden *ein* Fleisch sein? Sie sind also nicht mehr zwei, sondern eins. Was aber Gott verbunden hat, das darf der Mensch nicht trennen. Da sagten sie zu ihm: Wozu hat dann Mose vorgeschrieben, dass man (der Frau) eine Scheidungsurkunde geben muss, wenn man sich trennen will? Er antwortete: Nur weil ihr so hart-herzig seid, hat Mose euch erlaubt, eure Frauen aus der Ehe zu entlassen. Am Anfang war das nicht so. Ich sage euch: Wer seine Frau entlässt, obwohl kein Fall von Unzucht vorliegt, und eine andere heiratet, der begeht Ehebruch. Da sagten die Jünger zu ihm: Wenn das die Stellung des Mannes in der Ehe ist, dann ist es nicht gut zu heiraten. Jesus sagte zu ihnen: Nicht alle können dieses Wort erfassen, sondern nur die, denen es gegeben ist ...“

Von all den bisher genannten Stellen sind diese beiden Matthäus-Stellen die einzigen, in denen die Einschränkung vorkommt: „... obwohl kein Fall von Unzucht vorliegt“. Auf die Frage, was diese Einschränkung bedeuten soll, wird zurückzukommen sein, nachdem die drei restlichen Stellen zum Thema Unauflöslichkeit der Ehe angeführt sind.

Auch der Evangelist Markus behandelt das Thema im Zusammenhang mit der Frage, die die Pharisäer Jesus stellten. Er gibt das daraufhin erfolgende Gespräch jedoch in etwas kürzerer Form wieder – und es findet sich darin kein Wort von der von Matthäus erwähnten Einschränkung „obwohl kein Fall von Unzucht vorliegt“. Statt dessen fügt er dem Bericht über dieses Streitgespräch eine wichtige Angabe folgenden Inhalts hinzu: „Zu Hause (und damit offenbar nach Trennung von den pharisäischen Kritikern) befragten ihn die Jünger noch einmal darüber. Er antwortete ihnen: Wer seine Frau aus der Ehe entlässt und eine andere heiratet, begeht ihr



Ezechiel 16,1-63

Gleichnisrede gegen Jerusalem, die treulose Braut, die mit fremden Göttern „hurte“

„Ich aber, ich werde meines Bundes mit dir aus den Tagen deiner Jugend gedenken, und ich werde einen ewigen Bund für dich aufrichten.

Ich selbst richte meinen Bund mit dir auf, damit du erkennst, dass ich der Herr bin. So sollst du gedenken, sollst dich schämen und wirst vor Scham den Mund nicht mehr öffnen können, weil ich dir Versöhnung gewähre für alles, was du getan hast – Spruch Gottes, des Herrn“ (60.62.63).

gegenüber Ehebruch.“ Anschließend folgt dann ein Satz, der sich weder bei Matthäus noch bei Lukas findet und der in Bezug auf das hier zur Debatte stehende Thema die *Gleichberechtigung der Frau mit dem Mann ausspricht*. Denn es heißt da ganz

schlicht: „Auch eine Frau begeht Ehebruch, wenn sie ihren Mann aus der Ehe entlässt und einen anderen heiratet.“

Gewiss kann die Frau mit diesem ihr von Jesus zuerkannten Recht nicht allzu viel anfangen. Denn sie kann ihren Mann zwar aus der Ehe entlassen, d. h. sich von ihm trennen; aber wenn sie dann einen anderen heiratet, begeht sie nach dem Wort Jesu Ehebruch. Von daher wird deutlich, dass Jesus mit dem angeführten Wort von ihm eine auf die Trennung folgende neue Eheschließung der Frau, genau wie eine etwaige neue Eheschließung des Mannes, für ungültig erklärt. Es lässt sich wohl kaum eine stärkere Art denken, wie jemand zum Ausdruck bringen kann, dass er eine versuchte Eheschließung für ungültig erklären will. Die Gleichberechtigung von Mann und Frau hinsichtlich der Ehescheidung, entsprechend diesem Gebot Jesu, ist demnach faktisch viel eher als eine Gleichunberechtigung zu verstehen.

Des ungeachtet dürfen wir uns meines Erachtens im Blick auf das heutige Lebensgefühl, zumindest in unserem Kulturkreis, über die erwähnte Gleichstellung beider Geschlechter von Herzen freuen. Dies umso mehr, als Markus mit dem genannten Jesuswort zwar unter den Evangelisten allein dasteht, *Paulus* dagegen voll mit ihm übereinstimmt. Denn dieser schreibt in seinem ersten Brief an die Christengemeinde in Korinth: „Den Verheirateten gebiete nicht ich sondern der Herr: Die Frau soll sich vom Mann nicht trennen – wenn sie sich aber trennt, so bleibe sie unverheiratet oder versöhne sich wieder mit dem Mann, und der Mann darf die Frau nicht verstoßen“ (1 Korinther 7,10f).

Von der Gesamthaltung Jesu gegenüber Frauen, von seinem erwähnten Wort bezüglich ihres möglichen Initiativwerdens in Sachen Ehetrennung sowie von dem, was Paulus im

Zusammenhang mit diesem Wort ausführt (1Korinther 7,1-15), ist der wohl stärkste Impuls innerhalb der Menschheitsgeschichte für die *Befreiung der Frau von der Willkürherrschaft des Mannes* ausgegangen.

Die unauflöbliche Ehe als Erfüllung der Schöpfungsordnung

Während die pharisäischen Schriftgelehrten als Gesprächspartner Jesu bei Matthäus sich für die überlieferte Scheidungspraxis auf das Gesetz des Mose berufen, greift Jesus weit darüber hinaus auf die ursprüngliche Schöpfungsordnung zurück, wie sie in der bildhaften Darstellung der beiden ersten Kapitel des Buches Genesis geschildert wird. Seine Antwort an die rechtskundigen Fragesteller gipfelt in dem Hinweis auf Genesis 2,24: „Darum verlässt der Mann Vater und Mutter und bindet sich an seine Frau, und sie werden *ein* Fleisch sein.“

Zu beachten ist dabei, dass Jesus mit diesem Wort erstmals den von Gott her geltenden Vollsinn des von ihm angeführten Genesis-Textes offenbart hat, wonach damit die Erlaubtheit einer Scheidung mit Wiederverheiratung zu Lebzeiten des Partners ausgeschlossen ist. Die Glaubenstradition Israels hatte dies niemals so gesehen – die Scheidung mit Wiederverheiratung war vielmehr gang und gäbe und wurde kaum in Frage gestellt. Erst in der von Christus gestifteten Kirche ist das Leitbild einer lebenslangen Ehe als Abbild der Beziehung zwischen ihm und seiner Kirche wirksam geworden. Dem prophetischen Urbild Adam/Eva im Alten Testament entspricht als dessen Erfüllung im Neuen Testament die Einheit Christus/Kirche.

Daher erscheint es nicht sinnvoll, von *Nichtchristen* die Befolgung des Unauflöslichkeitsgebotes zu verlangen. Und noch weniger, von den Staaten eine Erfüllungshilfe in diesem Sinn zu erwarten. Wohl aber sollten Christen politisch tätig werden, um dazu beizutragen, dass die Staaten durch ihre Gesetzgebung die vom Christentum inspirierte monogame Ehe fördern und kinderreiche Familien großzügig unterstützen, nicht um damit uns Christen einen Gefallen zu tun, sondern damit die jeweiligen Völker dank zahlenmäßig

ausreichendem und psychisch gesundem Nachwuchs einer erträglichen Zukunft entgegensehen können.

Macht Jesus bei Matthäus eine Ausnahme?

Die Antwort lautet: dem Wortlaut nach, *ja*: er nimmt an den beiden Stellen im Matthäus-Evangelium, die das Thema betreffen, einen bestimmten Fall aus. In 5,32 heißt es: „Wer seine Frau entlässt, obwohl kein Fall von Unzucht vorliegt, liefert sie dem Ehebruch aus; und wer eine Frau heiratet, die aus der Ehe entlassen worden ist, begeht Ehebruch.“ Und später, in 19, 9: „Wer seine Frau entlässt, obwohl kein Fall von Unzucht vorliegt, und eine andere heiratet, der begeht Ehebruch.“ Über diese sog. „Unzuchtsklausel“ ist seit Jahrhunderten viel diskutiert und geschrieben worden. Meistens wurde dabei unter dem Begriff „Unzucht“ ohne weiteres „Ehebruch“ verstanden, obwohl das Wort an sich Sexualhandlungen zwischen Unverheirateten bezeichnet.

Angesichts dessen haben im Lauf der Zeit manche Bischöfe und Theologen die beiden genannten Matthäusstellen in dem Sinn ausgelegt, dass sie eine wirkliche Ausnahme vom Unauflöslichkeitsgebot Jesu besagen würden. Andere kompetente kirchliche Autoren haben dem jedoch entschieden widersprochen – und das kirchliche Lehramt hat sich *deren* Position nach langer und eingehender Prüfung im Trienter Konzil im 16. Jahrhundert zu eigen gemacht.

Als Gründe, die gegen eine wirkliche Ausnahme vom Scheidungsverbot bei Matthäus sprechen, sind u. a. folgende zu nennen:

Jesu würde, wenn er eine wirkliche Ausnahme gemeint hätte, den Mann gegenüber der Frau eherechtlich in hohem Maß bevorzugen, indem er nur bei ihr und nicht auch bei ihm danach fragen würde, ob nicht etwa auch er Unzucht betrieben hätte. Das würde der bei Markus und Paulus ausgesprochenen *eherechtlichen Gleichstellung* von Mann und Frau eindeutig widersprechen.

Wenn das Jesuswort, wie es bei

Matthäus in Vers 19,9 vorliegt, wirklich die Gestattung einer Ehescheidung zugunsten des Mannes bedeuten würde, dann hätte das eine geradezu *groteske Folge*: Eine Frau, der es bei ihrem Mann nicht mehr gefallen würde und die wüsste, dass auch er nicht mehr so sehr an ihr hänge – eine solche Frau könnte einem solchen Mann anbieten, sozusagen als Abschiedsgeschenk für ihn Ehebruch zu begehen, damit er von der ehelichen Verbindung mit ihr frei würde und eine andere Frau heiraten dürfte.

Und schließlich ist Folgendes zu bedenken: Es gab zur Zeit Jesu im Volk Israel zwei miteinander rivalisierende Schulen von Rechtsgelehrten, angeführt von den beiden Vordenkern *Hillel* und *Schammai*. Hinsichtlich der Ehescheidung urteilt der Erstgenannte streng ablehnend, Schammai dagegen ein ganzes Stück liberaler, zugunsten des Mannes. Wenn nun Jesus auch seinerseits dem Mann die Wiederverheiratung im Fall von Ehebruch seitens der Frau zugestanden hätte, dann hätte er sich hinsichtlich dieser Frage kaum von der Position des zuletzt genannten Rechtsgelehrten Schammai unterschieden. Woher dann aber die *Aufregung unter den Jüngern Jesu*, sofort nachdem sie seine Forderung gehört haben: „Da sagten die Jünger zu ihm: Wenn das die Stellung des Mannes in der Ehe ist, dann ist es nicht gut zu heiraten“ (Mt 19,10)?

Bis vor einigen Jahrzehnten gab es innerhalb der Bibelwissenschaft keine einheitliche und überzeugende Lösung für das eben dargestellte Rätsel – d. h. für die Frage, welchen Sinn das Wort „Unzucht“ innerhalb der beiden genannten Stellen bei Matthäus haben sollte. Dann aber haben mehrere Forscher im Wesentlichen übereinstimmend einen neuen Erklärungsversuch vorgelegt, der m. E. gute Chancen hat, den wahren Sinn des genannten Wortes im Matthäusevangelium zu treffen. Es sei derselbe Sinn, so meinen sie, wie der, den das Wort „Unzucht“ im 15. Kapitel der *Apostelgeschichte* hat. Dort kommt es an zwei Stellen vor, nämlich in den Versen 19-21 sowie 28 und 29. Es handelt sich dabei um einen Beschluss des sog. Apostelkonzils in Jerusalem. Den Ausschlag für den Inhalt dieses Beschlusses hat Petrus gegeben mit der Erklä-

nung, dass Gott die Herzen der Heiden, die sich taufen ließen, „durch den Glauben gereinigt hat“ und dass Judenchristen wie Heidenchristen frei sind von der Verpflichtung, die alttestamentlichen Gesetzesvorschriften außer den Zehn Geboten zu befolgen (15,9-11). Nach ihm ergriff dann aber Jakobus, als Anwalt der strengen judenchristlichen Position, das Wort und erreichte, dass die Versammlung mehrheitlich oder gar einstimmig eine Anweisung an die Gemeinden in Antiochia und Umgebung zu richten beschloss, durch die die dortigen Heidenchristen aufgefordert wurden, um die in ihren Gemeinden offenbar zahlreichen Judenchristen nicht zu sehr zu schockieren, vier bestimmte Verbote des mosaischen Gesetzes zu befolgen. Die ersten drei davon beziehen sich darauf, *kein Götzenopferfleisch* zu essen und ebensowenig Fleisch von nicht geschächteten oder durch Ersticken getöteten Tieren zu essen. Das vierte Verbot verlangt dann ebenso, „Unzucht“ zu meiden (15,20; und noch einmal 15,28f). An keiner der beiden eben genannten Stellen erscheint es sinnvoll, das Wort „Unzucht“ im Sinn von „Sexualhandlungen zwischen Ledigen“ oder gar im Sinn von „Ehebruch“ zu verstehen. Denn es genügt, im 1. Korintherbrief, Kapitel 5, die Verse 9-13 zu lesen, um festzustellen, wie sehr die schwere Sündhaftigkeit dieser Verhaltensweisen den Heidenchristen unabhängig von Fragen des Zusammenlebens mit Judenchristen beigebracht wurde.

Eine plausible Deutung des Wortes „Unzucht“ im Brief des Apostelkonzils an die Gemeinden in Antiochia und Umgebung haben demgegenüber die für die Erstellung der *Einheitsübersetzung* der Bibel von 1979 verantwortlichen Exegeten

in ihrer Anmerkung zu Apostelgeschichte 15,20.29 vorgelegt, indem sie schreiben: „'Unzucht' meint hier wahrscheinlich alle laut Levitikus 18 illegale Verwandtschaftsehen“.

Das Gebot Jesu ist schwer zu befolgen

Nach der damit erfolgten Bestandsaufnahme hinsichtlich der neutestamentlichen Aussagen zum Thema ist es an der Zeit, uns mit der Problematik ihrer praktischen Verwirklichung zu befassen. Dabei sollten wir uns bewusst sein, dass die von Jesus verkündete Lehre von der Unauflöslichkeit der Ehe, und damit das Verbot der Ehescheidung, für viele der davon Betroffenen schwer zu befolgen ist. Denn sie bedeutet, dass Mann und Frau im Fall einer unüberwindlichen Ehekrise sich zwar trennen, nicht aber neu verbinden dürfen. Und allein leben ist schwer – wenigstens für die meisten von denen, die von der Notwendigkeit, allein zu leben, betroffen sind. Ihnen sollten wir, einfach schon als Mitmenschen, umso mehr aber als Schwestern und Brüder im Glauben, mit Offenheit, Liebe und Verständnis zur Seite stehen – und ihnen durch Begegnungsangebo-

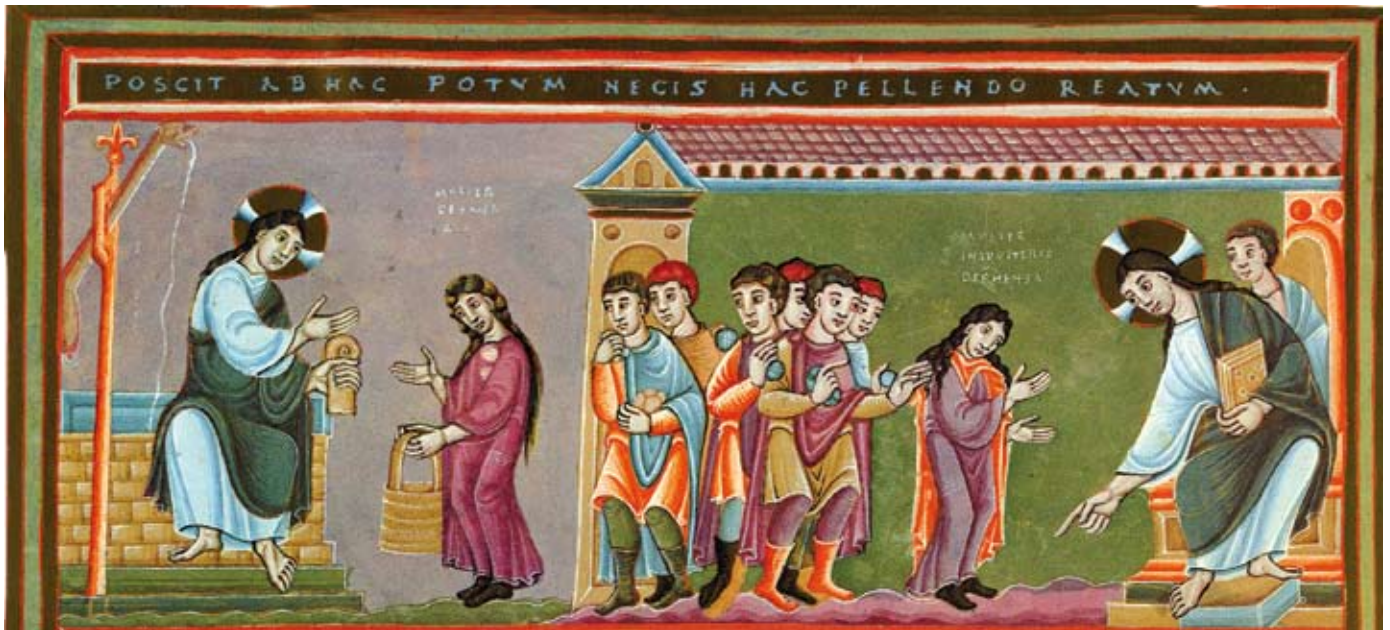
te in den Gemeinden die Gelegenheit bieten, dass sie *nicht immer* allein sein müssen.

Im Rahmen einer menschenfreundlichen kirchlichen Verkündigung und eines entsprechenden Gesprächsangebotes gegenüber Glaubenden und Suchenden aller Altersschichten sollte die eben angedeutete Erkenntnis, dass die Lehre Jesu hinsichtlich dieses Themas für viele der davon Betroffenen schwer zu begreifen und zu befolgen ist, bekannt- und bewusstmacht werden.

Von daher müssten wir Seelsorger, häufiger als es durchweg geschieht, von der Schönheit und Größe der ehelichen Liebe als Abbild der Liebe Jesu zur Kirche reden. Die Botschaft davon müsste vor allem auch jungen Menschen im Alter der Vorbereitung auf die Ehe in zeitgemäßer Form, jedoch inhaltlich unverfälscht nahegebracht werden – z. B. durch Nightfever-Treffen sowie durch Bibel- und Gebetskreise, die als Folge derartiger Treffen entstehen.



In der Sprache der verletzten Liebe beklagt Gott (Hosea 2,4-17) auf altorientalische Weise die Treulosigkeit Israels, das sich an fremde Götter bindet. Er wirbt um die Rückkehr der treulosen Braut.



Auch andere Gebote sind schwer zu erfüllen

Gleichzeitig aber ist festzustellen, dass zur Frohbotschaft Jesu außer dem Unauflöslichkeitsgebot *noch andere moralische Forderungen* gehören, die unter Umständen heroisch schwer zu erfüllen sind. Zumindest zwei von dieser Art sind in den Evangelien nicht zu übersehen:

1. Die *Treue im Bekenntnis zu Christus*, auch wenn wir in einer Christenverfolgung mit Folter und Tod bedroht werden für den Fall, dass wir nicht zur Verleugnung unseres Glaubens bereit sind; siehe z. B. den relativ langen Abschnitt Matthäus 10,17-39. Im ersten, längeren Teil dieses Textes spricht Jesus zunächst seine zwölf Apostel an, die er zur Mission innerhalb des erwählten Volkes aussendet. Spätestens ab Vers 34 aber sind dann alle gemeint, die an ihn glauben, und ihnen allen gelten die abschließenden Verse 34 bis 39, mit u. a. der Aussage: „Wer Vater und Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht würdig, und wer Sohn oder Tochter mehr liebt als mich, ist meiner nicht würdig ... Wer das Leben gewinnen will, wird es verlieren; wer aber das Leben um meinetwillen verliert, wird es gewinnen.“

2. Bei der zweiten schwer zu erfüllenden Forderung handelt es sich um die der *Nächstenliebe bis hin zur Feindesliebe*. Dazu heißt es bei Matthäus 5,44-46: „Liebt eure Feinde

und betet für die, die euch verfolgen, damit ihr Söhne eures Vaters im Himmel werdet ...“ (5,44f). Etwas weiter dann, nachdem er das Vater unser gelehrt hat, kommentiert Jesus eine einzige der darin ausgesprochenen Bitten, und zwar jene, in der es heißt: „Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern“. Dazu erklärt er: „Wenn ihr den Menschen ihre Verfehlungen vergibt, dann wird euer himmlischer Vater auch euch vergeben. Wenn ihr aber den Menschen nicht vergibt, dann wird euch euer Vater eure Verfehlungen auch nicht vergeben“ (6,14f).

Wann und auf welche Weise ist die Beendigung einer kirchlich gültigen Ehe dennoch möglich?

Mitunter kommt es vor, dass Heiratswillige, wenn sie davon hören, dass die Ehe zwischen christlichen Partnern nach katholischer Lehre unauflöslich ist, geradezu in Panik geraten und entsetzt fragen, ob sie da, wenn sie einmal Ja gesagt hätten, auch im schlimmsten Notfall nie mehr loskommen könnten. Auch dieser Frage gegenüber ist Aufklärungsarbeit angesagt. Die Antwort darauf lautet: Ja, es gibt, abgesehen vom Tod eines der beiden Partner, noch mehrere andere Fälle, in denen eine kirchlich als gültig anerkannte Ehe zu Ende gehen kann.

Als Erstes ist dazu zu sagen, dass die strenge Unauflöslichkeit sich nur

auf die Ehen zwischen *zwei getauften* Partnern bezieht. Anders dagegen, wenn einer der beiden nicht getauft ist. Darauf ist weiter unten noch zurückzukommen.

Zuerst jetzt zu den Fällen, in denen eine Ehe von *zwei getauften* Partnern als von *Anfang an ungültig* erkannt werden und deswegen entweder gültig gemacht oder aber für nicht bestehend erklärt werden kann. Solche Fälle kommen vor, wenn eines der sogenannten *trennenden Hindernisse*, wie sie das Kirchenrecht beschreibt, bei der Eheschließung nicht beachtet wurde. Dazu eine Auswahl von Beispielen.

Als erstes unter diesen Hindernissen ist die *Impotenz* zu nennen, d. h. die zum Zeitpunkt der Eheschließung bestehende Unfähigkeit eines der Partner, mit dem anderen Partner die geschlechtliche Vereinigung zu vollziehen (Canon 1084).

Ungültig ist die Eheschließung einer *entführten* Frau mit ihrem Entführer, solange sie nicht freigelassen, vom Entführer getrennt, an einen sicheren Ort gebracht wurde und sich dort frei für die Ehe mit diesem etwas stürmischen Bewerber entschieden hat (Canon 1089).

Häufiger als dieser zum Schmunzeln anregende Fall kann auch heute noch die Situation eintreten, die in Canon 1103 gemeint ist, wenn dort von *Zwang* oder *schwerer Furcht* gesprochen wird, durch die jemand sich zur Eheschließung genötigt sieht. Dementsprechend ist nach Nr. 15 des Ehevorbereitungsprotokolls beiden

Das Paulinische Privileg fußt auf 1 Kor 7,12-15: Für Ehen von Ungetauften ist die Freiheit des christlich gewordenen Gatten für eine neue christliche Eheschließung vorgesehen, wenn der andere Gatte im Unglauben verharret und zur Fortsetzung der Ehe nicht bereit ist.

Partnern jeweils die Frage zu stellen: „Bestätigen Sie, dass Sie nicht durch Drohung, starkes Drängen oder (äußeren oder inneren) Zwang zur Heirat beeinflusst werden?“ Ausgeübt haben ein solches Drängen oder einen solchen Zwang in der Vergangenheit mitunter offenbar die Eltern eines der jeweiligen Partner (z. B. aufgrund wirtschaftlicher Erwägungen im Blick auf Familienbetriebe bzw. Besitztümer). Dass die Kirche demgegenüber mittels ihrer Gesetze die Freiheit der jungen Leute zu schützen trachtet, sollte unbedingt wirksamer als bisher bekannt gemacht werden.

Zu den relativ bekannten Ungültigkeitsbestimmungen dürfte diejenige gehören, die sich auf das Hindernis der Blutsverwandtschaft sowie der Schwägerschaft bezieht (Canon 1091-1094).

Weitere Nichtigkeitsgründe ergeben sich aus der Tatsache, dass Eheschließende *keinen hinreichenden Vernunftgebrauch* haben oder doch unter einem zu *geringen Urteilsvermögen* leiden, um eheliche Rechte und Pflichten erkennen und verantwortlich übernehmen zu können (Canon 1095).

Es versteht sich von selbst, dass die Ehe nicht zustande kommt, wenn Kinder ausgeschlossen werden (vgl. KKK1652).

Es gibt auch eine ganze Reihe von Bestimmungen bezüglich der Eheschließungsform, d. h. bezüglich der *Bedingungen*, die erfüllt sein müssen,

damit die Worte, mit denen Braut und Bräutigam die Ehe schließen sollen, dies *gültig* zum Ausdruck bringen und bewirken. *Hauptbestimmung* ist, dass der Austausch des Jawortes vor dem der Feier vorstehenden *Priester* oder *Diakon* bzw. einem dazu *rechtsgültig beauftragten pastoralen Mitarbeiter* geschieht. Dabei haben die Brautleute das Jawort erst auszutauschen, nachdem der Zelebrant sie danach gefragt hat (Canon 1108-1119).

Damit genug zu den Arten der Gründe, aus denen eine kirchlich geschlossene Ehe ungültig sein kann. Nur ein wenigstens ansatzweises Wissen darum kann es uns ermöglichen, dem nahezu unausrottbaren Gerücht entgegenzutreten, die Kirche würde, ihren eigenen Behauptungen zum Trotz, laufend *Ehescheidungen* durchführen.

Das sogenannte Paulinische Privileg als Ausweg in bestimmten Fällen

Da das Unauflöslichkeitsgebot Jesu, wie erwähnt, mitunter sehr hohe Anforderungen an verheiratete gläubige Christen stellt, wurde offenbar schon im ersten Jahrhundert über die Möglichkeit von Ausnahmen davon nachgedacht – und der Apostel Paulus ist dabei fündig geworden.

In Erfüllung seines apostolischen Dienstes hat dieser, wie wir wissen, in vielen Städten des östlichen Mittelmeerraumes Christengemeinden gegründet – *eine* davon in der griechischen Hafenstadt Korinth. Dort hin hat er nach seiner Weiterreise zwei Briefe geschrieben, wovon der erste wichtige Aussagen zur christlichen Ehe und zum Umgang mit deren Unauflöslichkeit enthält. Darin hat er die *Echtheit des Jesuswortes* zu diesem Thema eindeutig bestätigt und seinerseits eine *Ausführungsbestimmung* dazu ausgesprochen: eine Bestimmung, die zunächst von der Adressatengemeinde offenbar gut angenommen wurde und in der Folgezeit in der gesamten Kirche Geltung erlangte. Diese Bestimmung betrifft die Mischehen, bei denen ein Partner getaufter Christ ist, der andere Partner dagegen nicht. Hinsichtlich derartiger Paare schreibt Paulus: „Ih-

nen sage ich, nicht der Herr: Wenn ein Bruder eine ungläubige Frau hat und sie willigt ein, weiter mit ihm zusammenzuleben, soll er sie nicht verstoßen. Auch eine Frau soll ihren ungläubigen Mann nicht verstoßen, wenn er einwilligt, weiter mit ihr zusammenzuleben ... Wenn aber der Ungläubige sich trennen will, soll er es tun“ (1 Korinther 7,12-15).

Damit spricht Paulus nun erstmals eine *wirkliche Ausnahme* vom *Unauflöslichkeitsgebot* Jesu aus – und er ist sich bewusst, als Apostel dazu die Vollmacht zu besitzen. Die *Kirche* hat die *Geltung* dieser apostolischen Entscheidung *anerkannt* und dazu in Canon 1143 des kirchlichen Gesetzbuchs eine Erläuterung und eine Ausführungsbestimmung ausgesprochen. Das entsprechende Verfahren wird dabei als „*Paulinische Privileg*“ bezeichnet. In Anwendung dieses Privilegs, so heißt es dort, „wird eine Ehe, die zwischen zwei Nichtgetauften geschlossen wurde, von selbst aufgelöst, wenn einer der Partner die Taufe empfängt, der andere Partner sich daraufhin von ihm trennt und dann der getaufte Partner eine neue Ehe schließt“ (Canon 1143, §1).

Diese in der Bibel selbst enthaltene Ausnahme vom Unauflöslichkeitsgebot ist sicherlich auch vielen gläubigen und religiös interessierten Christen nicht bekannt – und durchweg wurde bisher etwa innerhalb der Jugendseelsorge und der kirchlichen Erwachsenenbildung vielleicht nicht genug getan, um sie ihnen bekannt zu machen und zu erklären. Das sollten wir Seelsorger und Theologen jedoch nicht weiter so praktizieren, denn die Anwendungsmöglichkeit des genannten Verfahrens *wächst von Tag zu Tag* mit der kontinuierlich steigenden Zahl der nichtgetauften Mitglieder unserer Gesellschaft. Von daher ist es auf keinen Fall verkehrt, wenn man als religiös gebildeter Christ die einschlägigen Stellen zu benennen weiß, an denen das entsprechende Recht der Kirchenmitglieder verbrieft ist. Es handelt sich um die Canones, d. h. die Gesetze 1142 bis 1147 im genannten „Codex des kanonischen Rechtes“, sowie den Punkt 8c auf Seite 2 des Fragebogens, der beim Vorgespräch zu einer beantragten Trauung auszufüllen ist: „Kirchliche Nichtigkeitserklärung bzw. kirchliche Auflösung“. □

Denn meine Augen haben das Heil gesehen

Die Weisheit des Alters und „Mariä Lichtmess“

Im liturgischen Kalender, der bis 1970 gültig war, endete die Weihnachtszeit mit dem Fest „Mariä Lichtmess“ am 2. Februar. In manchen Kirchen und Familien ist es heute noch üblich, die Krippe bis zu diesem Datum stehen zu lassen.

Wenn auch „Mariä Lichtmess“, das heute aufgrund des Namens „Darstellung des Herrn“ mehr als Christus- denn als Marienfest gilt, seit der Liturgiereform nicht mehr offiziell zur Weihnachtszeit gehört, so ist es doch mit dem weihnachtlichen Geschehen eng verbunden – steht das Fest doch im Zusammenhang mit der Geburt Jesu: Genau 40 Tage nach der Niederkunft des Gottessohnes zieht die Heilige Familie zum Tempel von Jerusalem, weil dort Maria ein Reinigungsopfer darbringen musste, wie es das mosaische Gesetz forderte.

Das Evangelium des Tages (Lk 2, 21-27) lenkt den Blick auf zwei betagte Personen, denen die Heilige Familie begegnet. Zum einen ist dies der weise Simeon, zum anderen die Prophetin Hanna. Simeon war extra in den Tempel gekommen, um das Jesuskind zu sehen, denn ihm war verheißen worden, dass er noch zu Lebzeiten dem Messias begegnen werde. Er nimmt das göttliche Kind auf den Arm und spricht einen Lobpreis, der einer der wichtigsten Texte des Breviergebetes ist: das sogenannte „Nunc dimittis“, das im kirchlichen Nachtgebet, der Komplet, seinen festen Platz hat.

Die zentrale Aussage dieses Gebetes ist: „Nun kann ich, Simeon, in Frieden scheiden, denn ich habe den Messias gesehen“ (vgl. Lk 2,29f). Simeon kann getrost sterben, denn seine Lebensaufgabe ist erfüllt – er hat den Herrn gesehen.

Eine Besinnung auf den Lebensabend und den Tod gehört zur Komplet, wie es das Segensgebet am Ende formuliert: „Eine ruhige Nacht und ein seliges Ende gewähre uns der

allmächtige Herr.“ Und so ist der Betende in der Komplet am Abend eingeladen, zu fragen: Bin ich heute wie Simeon zu Jesus Christus hingegangen? Halte ich meine Sehnsucht nach ewigem Heil wach? Dies soll ich aber nicht nur für den Abend reflektieren, diese Fragen sollen das Leben als Ganzes bestimmen. Denn wenn ich wie Simeon das ewige Heil jeden Tag neu ersehne, gehe ich auch auf ein seliges Ende zu.

Doch gehört dazu auch die Bereitschaft, so manches Kreuz auf sich zu nehmen. Der von Simeon ersehnte Heilsbringer Jesus Christus ist auch „Zeichen, dem widersprochen wird“. Der Gottesmutter, die sich ganz und gar auf ihn eingelassen hat, wird nach Simeons Worten „ein Schwert durch die Seele dringen“. Simeon prophezeit, dass mit Christus das Heil gekommen ist, aber das bedeutet nicht, dass nun eitel Sonnenschein herrscht. Unsere Situation ist zwar die, dass uns das Heil gegeben ist – gleichwohl erfordert es Anstrengungen, Entbehrungen und die Bereitschaft, sich gegen den Strom zu stellen. Im letzten ist das aber nur möglich durch die Bereitschaft der ehrlichen Umkehr. Wer den Weg Jesu, im „Zeichen des Widerspruchs“ als den rechten Weg anerkennt und annimmt, der muss oft auch aus eingefahrenen Wegen ausbrechen und liebgewordene Gewohnheiten ablegen. Diese Neuorientierung, die aber auch zu einer ganz neuen Erfahrung von Erfüllung und Freiheit – von mancher Anhänglichkeit – führen kann, befähigt dazu, in der Nachfolge Christi „Zeichen des Widerspruchs“ zu sein. Und eben jene Bereitschaft zur Umkehr vermag auch andere dazu bewegen, sich Christus, dem Zeichen, dem widersprochen wurde, zuzuwenden. Um aber diese Haltung zu leben und um andere für sie zu überzeugen, braucht es vor allem Weisheit – und zwar jene Weisheit, dass



oft der schwierigere Weg der bessere ist. Gerade da hat, so meine ich, die ältere Generation, die schwere Zeiten durchlebt und bewältigt hat, der jüngeren viel zu sagen. Aus dieser Perspektive kann man den weisen Simeon als jemand betrachten, der sich über das Heil, das in Christus gekommen ist, wirklich freut – der aber auch darum weiß, dass der Weg zu diesem Heil nicht ohne Entbehrungen möglich ist. Dafür gibt auch die betagte Prophetin Hanna ein Zeugnis. Sie war täglich im Tempel und fastete und betete. Gerade das ist beispielhaft für ein Leben hin auf Christus, das Heil. Fasten und Beten bedeuten doch in erster Linie: sich nicht ablenken zu lassen und sich so ganz auf Gott zu konzentrieren. Und auf diese Weise auch die Freude am Herrn zu spüren, denn Hanna „pries Gott und sprach über das Kind zu allen, die auf die Erlösung Jerusalems warteten“ (vgl. Lk 2, 38).

So führt Mariä Lichtmess am Ende auch zur Fastenzeit hin, die in diesem Jahr Mitte Februar beginnt: Um sich der Bedeutung des Heils in Christus wirklich bewusst zu werden sind Fasten – Verzicht – und Beten unentbehrlich. □

Eduard Werner:

Reformer und Wegbereiter in Kirche und Welt

Georges Lemaitre 1896 – 1965

Die Erforschung der Erde und des Universums geschah weitgehend im jüdisch-christlichen Kulturbereich. In der Genesis, dem ersten Buch der Bibel, steht: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Die Erde aber war wüst und leer. Finsternis lag über der Urflut und Gottes Geist schwebte über dem Wasser. Gott sprach, es werde Licht und es ward Licht.“

Der heutige Leser der Genesis denkt an dieser Stelle unwillkürlich an die Urknall-These des Physikers und Astronomen Georges Lemaitre aus Belgien. Er war Priester und steht in der Tradition kirchlicher Gelehrter wie des großen Kalenderreformers Papst Gregor XIII. mit seinem Ratgeber Aloisius Lilius sowie des Domherren Nikolaus Kopernikus oder des Erforschers der Vererbung, des Paters Gregor Mendel.

Lemaitre wollte ursprünglich Bergbau-Ingenieur werden. Als zu Beginn des Ersten Weltkriegs 1914 das deutsche Militär in Belgien einfiel, meldete sich Lemaitre freiwillig zur Verteidigung seines Landes. Dort erhielt er auch Tapferkeitsauszeichnungen. Nach dem Krieg studierte er Physik, Mathematik und Theologie. 1923 wurde er zum Priester geweiht. Den Priesterberuf übte er jedoch nur nebenamtlich aus. Sein Bischof, Kardinal Mercier, erkannte die Begabung des jungen Priesters und stellte ihn für die wissenschaftliche Arbeit frei. Dennoch legte Lemaitre Wert auf ein spirituelles Leben. Jedes Jahr machte er zehntägige Schweige-Exerzitien

und schloss sich der Bruderschaft der „Amis de Jesus“ an. Er wurde mit einer Doktorarbeit in Mathematik promoviert. Dann wurde er rasch Professor für Mathematik und Physik an der Katholischen Universität in Löwen. Schließlich ließ er sich zu einem Studienaufenthalt in den USA beurlauben. Dort beschäftigte er sich mit Albert Einsteins Relativitätstheorie. Bei seinen Studien konnte Lemaitre schließlich nachweisen, dass je weiter

in einer französischsprachigen Zeitschrift. Das fand daher kaum Beachtung, weil die Wissenschaftssprache damals schon Englisch war.

Lemaitre verglich seine Beobachtung mit Einsteins Thesen und erkannte: „Das Universum kann nicht statisch sein. Entweder muss es schrumpfen oder es muss sich ausdehnen.“ Lemaitre vertrat nach verschiedenen Beobachtungen die These von der Ausdehnung des Universums. Er kam zu dem Schluss: „Wenn sich das Universum ausdehnt, dann muss es einmal kleiner gewesen sein – unvorstellbar klein – ein kosmisches Ur-Atom. Von diesem Ur-Atom muss eine gewaltige Explosion ausgegangen sein. Der Beginn der Ausdehnung ist der Beginn der Zeit und auch der Beginn der Materie.“ Man könnte den Urknall als Schöpfungsakt betrachten. Einstein war begeistert, als Lemaitre diese These in Pasadena vortrug. Anderen Physikern war Lemaitres These zu nahe am biblischen Schöpfungsakt. Wer nicht glauben will, der glaubt offenbar auch dann nicht, wenn er sieht. Lemaitre hat bewirkt, dass die Kirche heute den Glauben und die Naturwissenschaft unabhängig voneinander erforscht. Ob der Urknall so gewaltig war, oder nur der Beginn einer langsamen Entwicklung, ist zweitrangig. Jedenfalls hat Lemaitre ein neues Weltbild geschaffen. □



Albert Einstein im Gespräch mit George Lemaitre

ein Objekt von uns entfernt ist, desto stärker ausgeprägt die Rotverschiebung von Spektral-Nebeln ist, das heißt, es muss eine Proportionalität zwischen Geschwindigkeit und Entfernung geben. Diese Erkenntnis wurde später fälschlicherweise „Hubbles Gesetz“ genannt. In Wahrheit hat Lemaitre dieses Gesetz schon zwei Jahre vor Hubble publiziert – aber nur

Quellen: Helmut Hirtz: Die Wiege des Abendlands, Verlag Sabat 2015; Elke Worg im Bayer. Rundfunk BR II am 3. September 2017.

Hat die deutsche Ortskirche mit „weiter so!“ eine Zukunft?

Der Zustand der deutschen Ortskirche ist das Ergebnis eines lang anhaltenden Prozesses, der alle westeuropäischen Länder erfasst hat und noch nicht zum Stillstand gekommen ist, wie die Statistik zeigt.

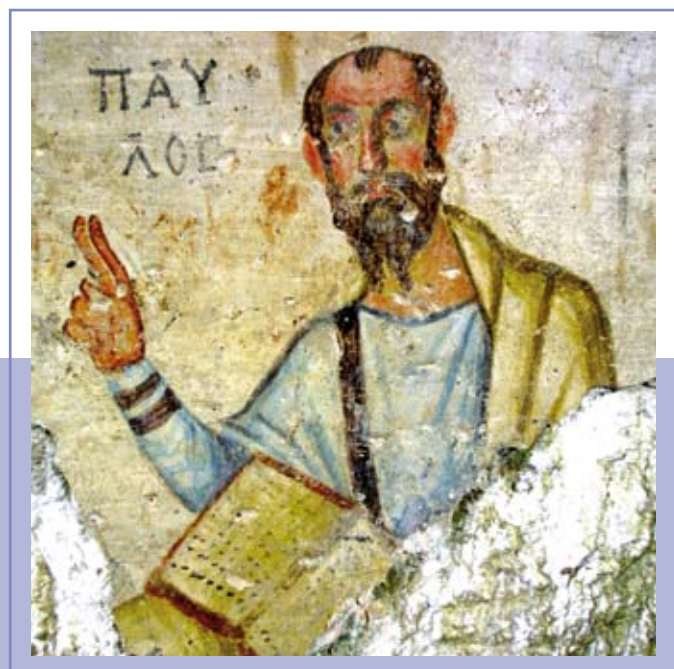
Bereits Ende 1958 hat der Theologieprofessor Joseph Ratzinger die damalige kritische Situation in seinem Vortrag „Die neuen Heiden in der Kirche“ (Hochland, 1/59) angesprochen. Ratzinger sagte: „Die Statistik täuscht. Das dem Namen nach christliche Europa ist seit langem zur Geburtsstätte des neuen Heidentums geworden, das im Herzen der Kirche selbst unaufhaltsam wächst und sie von innen heraus auszuhöhlen droht. Kirche von Heiden, die sich noch Christen nennen, aber in Wahrheit zu Heiden wurden. Das Heidentum sitzt heute in der Kirche selbst.“ Das bedeutet, dass die Betroffenen „sich

nicht mehr einfach den Glauben aneignen, sondern eine sehr subjektive Auswahl aus dem Bekenntnis der Kirche zu ihrer eigenen Weltanschauung machen ..., so dass ein großer Teil von ihnen vom christlichen Standpunkt her nicht mehr eigentlich gläubig genannt werden darf, sondern einer mehr oder weniger aufklärerischen Grundhaltung folgt“ (Zitiert nach 40 Jahre Neokatechumenat in St. Philipp Neri, München-Neuperlach, ein Erfahrungsbericht von Pfarrer Wolfgang Marx, S. 21-22).

Als Joseph Ratzinger den Zustand der Ortskirche charakterisierte, lag der Kirchenbesuch in der Bundesrepublik Deutschland noch bei rund 45%, heute beträgt er weniger als 10%. Die Gesamtsituation hat sich hinsichtlich Gottesdienstbesuch, Sakramentenempfang, Scheidungen etc. drastisch verschlechtert. Sie erinnert an die, welche Petrus Canisius in sei-

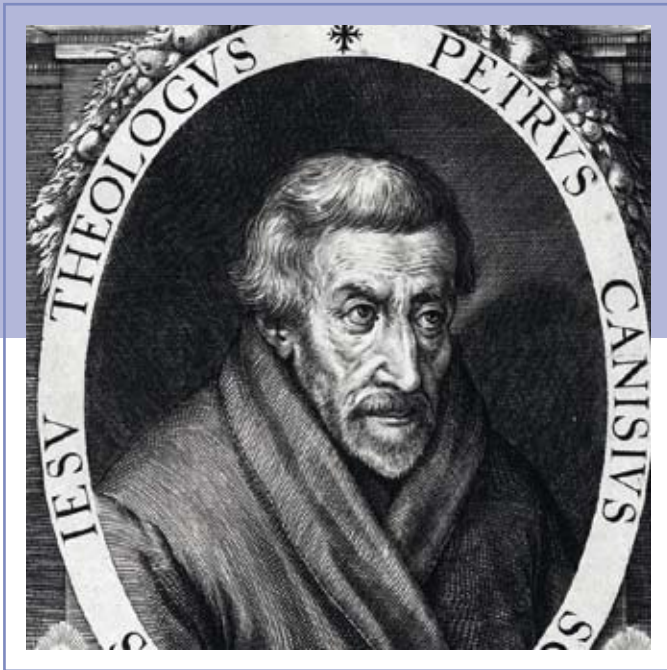
nem Brief vom 2. April 1567 an den Bischof von Würzburg beschreibt. ... „Mit Wissen und Willen gehen wir zugrunde, wenn wir uns nicht ernstlich auf den schlimmen Zustand Deutschlands ... und auf die dafür notwendigen Gegenmittel besinnen ... Wir müssen uns zwischen den beiden Möglichkeiten entscheiden: entweder unseren Glauben zu verteidigen und zu erneuern oder ihn zu unserer Schande aufgeben... In Glaubenssachen den Sektierern nachzugeben, geht nicht an. Kompromisse beschleunigen nur den Untergang der Religion... Während wir also schlafen oder andere Dinge treiben, wird das Übel immer schwerer, die Häresien greifen um sich, die Menschenseelen gehen verloren, das Ärgernis ist an der Tagesordnung... Alle Frömmigkeit und Kirchenzucht hört auf. Die Geistlichkeit ist über jedes erträgliche Maß von Missständen befallen, will aber auch

Paulus ist der größte Missionar der Kirche. Unermüdlich predigte er das Wort Gottes und hielt mit seinen Briefen Kontakt zu den von ihm gegründeten Gemeinden

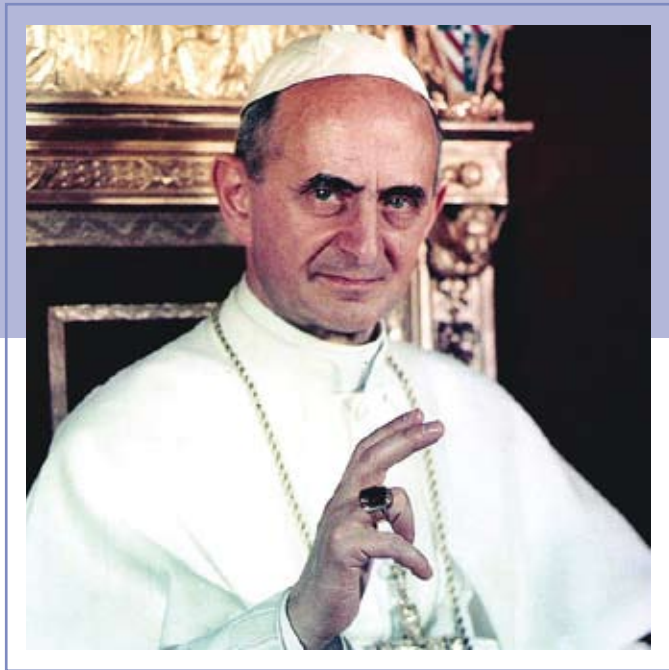


Bonifatius konnte trotz erheblicher Widerstände die Kirche in Deutschland neu ordnen. Noch mit über 80 Jahren brach er zu seiner letzten Missionsreise nach Friesland auf, wo er von Heiden erschlagen wurde.





Petrus Canisius gilt als der zweite Apostel Deutschlands. Er hat in der Zeit der „Reformation“ mit seinen Katechismen die Grundlage für die Neuevangelisierung in seiner Zeit geschaffen.



Paul VI. hat mit dem apostolischen Schreiben über die Evangelisierung in der Welt von heute ein Werk geschaffen, das noch immer auf die Umsetzung wartet.

keine Besserungsversuche zulassen... Bischöfe und andere Kirchenfürsten haben Angst... Sie werden durch die erbärmliche Lage eingeschüchert, sie fürchten immer neue Unruhen, einer wartet auf den anderen, der als erster das Glatteis betreten soll. Und so lassen sie alles laufen, wie es läuft“... (Zitiert nach Informationsblatt der Petrusbrüder 10/2017, S. 6 und 7).

Die Kirche, die Petrus Canisius schildert, ist, durch die Bemühungen der Reformorden, insbesondere der Jesuiten, einiger Bischöfe, aber auch durch Fürsten – hier sind besonders die bayerischen Wittelsbacher zu nennen – nach der Umsetzung der Reformdekrete des Konzils von Trient neu aufgeblüht. Diese Blüte fand im Barock ihren großartigen kulturellen Ausdruck. Sie war begleitet von der Ausbreitung des Glaubens in Lateinamerika, Indien, Japan und China. Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erschlaffte der Elan der Kirche.

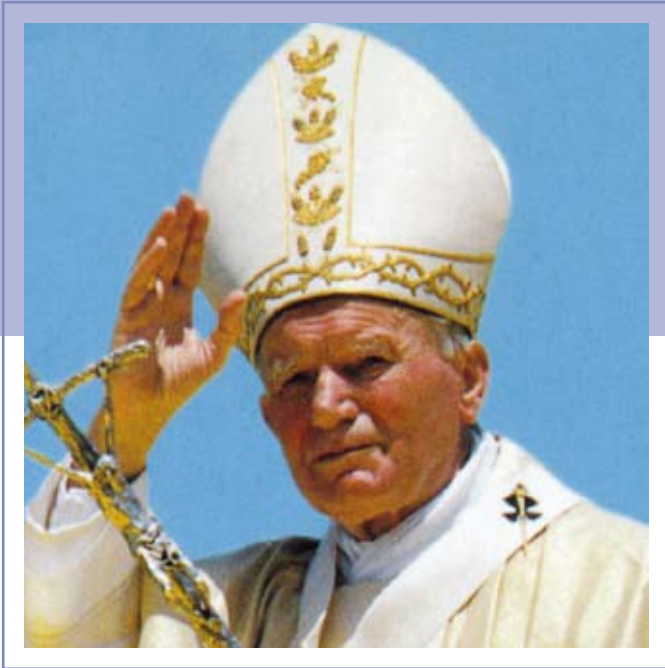
Kehren wir zu Joseph Ratzinger zurück. Er nahm als Berater des Kölner Kardinals Frings am Zweiten Vatikanischen Konzil teil, das Johannes XXIII. mit großen Erwartungen einberufen hatte. Es sollte ein Reformkonzil werden und frischen Wind in die müde gewordene Kirche tragen. Joseph Ratzinger sprach später von zwei Konzilien, die er damals erlebt habe: Das eine in der Konzilsaula,

das andere in den Medien. In letzterem wurde der „Geist des Konzils“ beschworen, der aber von den Konzilstexten nicht abgedeckt war. So wurden Erwartungen bei Laien und Priestern geweckt, die in Richtung „Christentum light“ gingen und zu Verwirrung und Enttäuschung führten. Das Ergebnis ist bekannt: Ein massenhafter Auszug, auch von Priestern, aus der Kirche. Eine weitere Folge dieser Enttäuschung war, eine Protesthaltung gegenüber Rom und Papst Paul VI., die sich auf dem Katholikentag 1968 zu einem Crescendo steigerte, nachdem der Papst das Schreiben „*Humanae Vitae*“ mit der Absage der künstlichen Empfängnisverhütung, veröffentlicht hatte. Die deutschen Bischöfe stützten mit ihrer „Königsteiner Erklärung“ nicht die Position des Papstes. Sie schlugen sich auf die Mainstreamseite.

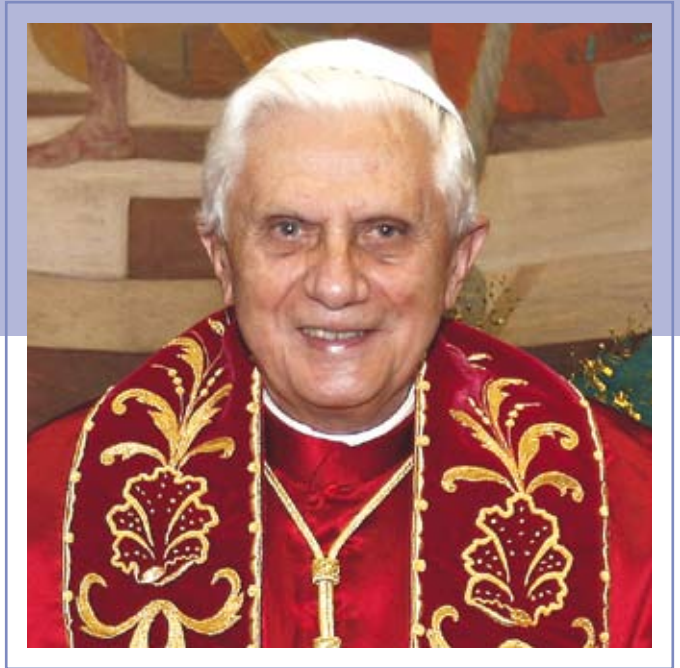
Papst Paul VI. und Johannes Paul I. hatten dann in Johannes Paul II. einen Nachfolger, der sich auf seinen Pastoralreisen im Dienst einer Neuevangelisierung aufzehrte. Deutschland gehörte zu den Ländern, in denen sein Wort auf einen harten undurchlässigen Boden fiel. Sein Nachfolger Benedikt XVI. löste nach der Wahl in Deutschland zunächst Schockstarre und dann weitverbreitete Ablehnung aus. Er hatte als Dekan des Kardinalkollegiums am 18. April 2005 das Credo des Zeitgeistes

als eine „Diktatur des Relativismus“ charakterisiert. Das wurde ihm nicht verziehen. Ratzinger: „Einen klaren Glauben nach dem Credo der Kirche zu haben, wird oft als Fundamentalismus abgestempelt, wohingegen der Relativismus, das sich ‚vom Windstoß irgendeiner Lehrmeinung Hin-und-hertreiben-Lassen‘, als die heutzutage einzige zeitgemäße Haltung erscheint. Es entsteht eine Diktatur des Relativismus, die nichts als endgültig anerkennt und als letztes Maß nur das eigene Ich und seine Gelüste gelten lässt“ (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls, Nr. 168, S. 14).

Benedikt XVI. hat auf seinem Deutschlandbesuch am 25. September 2011 in seiner Freiburger Rede das Grundproblem der deutschen Ortskirche angesprochen: Sie hat zu viel Geld. Das lähmt ihren Auftrag. Der Vorwurf, Benedikt XVI. habe mit dieser Rede die Kirche von ihrem Weltauftrag und ihren caritativen Aufgaben mit der von ihm vorgeschlagenen „Entweltlichung“ abzuziehen versucht, entbehrt jeder Grundlage, wenn man den Redetext heranzieht. Dort heißt es: „In der geschichtlichen Ausformung der Kirche zeigt sich ... auch eine gegenläufige Tendenz, dass die Kirche zufrieden wird mit sich selbst, sich in dieser Welt einrichtet, selbst genügsam ist und sich den Maßstäben der Welt angleicht ...



Johannes Paul II. war der Papst, der die Katholiken auf der ganzen Welt aufsuchte und ihnen ihre „Berufung und Sendung in der Kirche und Welt“ darlegte. Der Katechismus der kath. Kirche von 1972 ist das besondere Geschenk an uns Katholiken



In Benedikt XVI. sehen viele den größten Theologen unserer Zeit. Frühzeitig hat er die Ausbreitung des Neuheidentums in westlichen Ländern erkannt und als Präfekt der Glaubenskongregation und als Papst dazu Stellung bezogen.

Um ihrem eigenen Auftrag zu genügen, muss die Kirche immer wieder die Anstrengung unternehmen, sich von dieser ihrer Verweltlichung zu lösen und wieder offen auf Gott hin zu werden ... Die Geschichte kommt der Kirche in gewisser Weise durch die verschiedenen Epochen der Säkularisierung zu Hilfe, die zu ihrer Läuterung und inneren Reform wesentlich beigetragen haben ... Das missionarische Zeugnis der entweltlichten Kirche tritt klarer zutage. Die von materiellen und politischen Lasten und Privilegien befreite Kirche kann sich besser und auf wahrhaft christliche Weise der ganzen Welt zuwenden, wirklich weltoffen sein ... Umso mehr ist es wieder an der Zeit, die wahre Entweltlichung zu finden, die Weltlichkeit der Kirche beherzt abzulegen. D.h. natürlich nicht, sich aus der Welt zurückzuziehen, sondern das Gegenteil. Eine vom Weltlichen entlastete Kirche vermag gerade auch im sozial-caritativen Bereich den Menschen, den Leidenden wie ihren Helfern, die besondere Lebenskraft des christlichen Glaubens zu vermitteln“...

Die reiche deutsche Kirche hat nicht die Kraft, zu der sie Benedikt XVI. aufgerufen hat, und zu „ihrem eigentlichen Auftrag“ zurückzufinden. Was sie hat, sind aufgeblähte Personalapparate, denen vielfach der Geist fehlt. So muss ihr wohl eine

neue Form der „Säkularisierung“ zu Hilfe kommen. Auch die Aufforderungen des Nachfolgers Papst Franziskus wieder missionarischer zu werden und an die Ränder der Gesellschaft zu gehen, haben in der deutschen Ortskirche keinen Neuaufbruch im Glauben ausgelöst. Zustimmung findet Papst Franziskus bei Katholiken dort, wo sie sich in ihrer Haltung bestätigt fühlen. Die gleichen Fans überhören, wenn Papst Franziskus beispielsweise die Genderideologie als „satanisch“ oder Abtreibung als „grauenhaftes Verbrechen“ bezeichnet. Solche Charakterisierungen sind selbst den kirchensteuerfinanzierten katholischen Nachrichtenagenturen kaum eine Meldung wert (kath.net 22.11.17).

Eine schonungslose Analyse des Zustands der deutschen Ortskirche, wurde auf dem letzten „Ad-limina-Besuch“ der deutschen Bischöfe im November 2015 in Rom in Form eines Papiers an die Bischöfe verteilt. Einige Passagen dieses Papiers sind es wert, in Erinnerung gebracht zu werden. Das Papier spricht von einer „dahinsiechenden und absterbenden Kirche“. Die Ortskirche sei im „sozialen und caritativen Bereich“ und im Schulwesen professionell engagiert, in denen aber das katholische Profil immer mehr schwindet. Die fehlende Vitalität und missionarische Kraft, der geringe Gottesdienstbesuch, das Verschwinden des Bußsakramentes

und der Rückgang der Priester- und Ordensberufungen etc. werden deutlich angesprochen.

Auch für die Kirche gilt: Die Zukunft liegt in der heranwachsenden Generation. Die katholische Jugend ist im Bund der Deutschen katholischen Jugend organisiert (BDKJ). Der BDKJ nennt rund 600.000 junge Leute als seine Mitglieder. Über die Befindlichkeit des BDKJ gibt das Interview „Wie gelingt es, junge Menschen zu Jüngern Jesu zu machen?“ (Tagespost 11.11.2017, S. 5) Aufschluss. Dieses Interviewgespräch wurde mit dem BDKJ-Bundespräsidenten Pfarrer Dirk Bingener und dem Leiter des Gebetshauses Augsburg, Dr. Johannes Hartl geführt und vom Chefredakteur der „Tagespost“ Oliver Maksan moderiert. Einige Passagen des Bundespräsidenten Bingener geben Aufschluss über die geistige Haltung des BDKJ und seiner Führung. Johannes Hartl wies auf die völlige Unwirksamkeit der kirchlichen Jugendarbeit, gemessen an Messbesuch, Eheschließungen, Taufen, Priester- und Ordensnachwuchs hin: „Es läuft etwas fundamental falsch in unserer Jugendarbeit.“ Bingener weicht aus: „In großen Zahlen zu denken kann nicht das alleinige Kriterium sein. Die Pfarrei bietet für viele heute nicht mehr die klassische Beheimatung.“ Die von Hartl zitierte „Diktatur des Relativismus“ mit den



Papst Franziskus bringt die frohe Botschaft zu den Ausgegrenzten und an die Ränder der Gesellschaft.



Bischof Voderholzer von Regensburg sagt, worauf es heute ankommt, wenn die Botschaft Jesu die müde gewordenen Christen wieder berühren soll, nämlich auf „Menschen, die brennen“, wir brauchen Leitbilder nicht nur Sympathisanten.

„massiven Folgen für die kirchliche Verkündigung“ findet der BDKJ-Bundespräses als eine „negative Welt-sicht“. Auf die Frage von Hartl „Gelingt es uns, Menschen zu Jüngern zu machen?“, antwortet Bingener „Ja, ich glaube es gelingt uns gut.“ Bingener weiter: „Die Frage, ob ich ein guter Christ bin, misst sich ja nicht daran, ob ich sonntags um 8:00 Uhr in der Kirche sitze“ ... „Bei uns geht es sehr stark darum, dass es zunächst einmal Räume gibt, wo junge Menschen den Glauben lernen können ... Die Antworten des Glaubens müssen (mit der Lebenswelt) kompatibel sein ... Die Antworten der Kirche für die Jugendlichen sind das meist nicht mehr“, z.B. der „Umgang der Kirche mit der Homosexualität“. Auf die Frage, was Pfarrer Bingener Jugendlichen sage, die „Probleme mit der kirchlichen Sexuallehre haben“, sagt der BDKJ-Bundespräses: „Ich glaube, ich würde nochmal genau klären, was einem Menschen hier wichtig ist, was ihm fragwürdig erscheint. Dann würde ich vorstellen, was die Kirche dazu lehrt. Ich würde den jungen Menschen aber auch dazu ermutigen, das, was er für sich im Grunde genommen als richtig erkennt, dann auch für sich und sein Leben anzunehmen ... Auf die geplante Jugendsynode, die Papst Franziskus für 2018 einberufen hat, angesprochen, äußert Bingener: „Ich hoffe auf die Synode

und vertraue wirklich darauf, dass Veränderungen in der Kirche möglich sind und zwar nicht nur in der Zukunft, sondern in der Gegenwart“ und konkret „etwa bei der Frage bei der Zulassung von Frauen zum Priesteramt ...“ Der BDKJ-Bundespräses sagt für den, der das Geschehen im BDKJ beobachtet, nichts Neues: Es ist die Anpassung der BDKJ-Jugend an den Zeitgeist, und zwar von der Führung her.

Auf der deutschen Ortskirche liegt ein lähmendes Leichentuch, das neues Leben nicht keimen lässt, sondern erstickt. Der Niedergang wird durch Projekte, wie den gemeinsamen katholischen-evangelischen Religionsunterricht, jetzt in Nordrheinwestfalen (außer in der Diözese Köln) und in Berlin-Brandenburg, beschleunigt. Ein Hauptproblem in diesem „kirchensteuerfinanzierten Staatskirchensystem“ (Johannes Hartl) liegt darin, dass noch immer ganze Jahrgangsklassen zur Kommunion und Firmung geführt werden und jeweils für einen Tag die „Volkskirche“ und den „traditionellen Milieukatholizismus“ erleben lassen, statt die interessierten Kinder und Jugendlichen in einer längeren Vorbereitungszeit zu einer persönlichen Gottesbeziehung zu führen.

Joseph Ratzinger sagte 1969: „Nur wenn die Kirche anfängt, sich selbst wieder als das darzustellen, was sie ist, wird sie das Ohr der neuen Hei-

den mit ihrer Botschaft zu erreichen vermögen, die sich bisher noch in der Illusion gefallen können, als wären sie gar keine Heiden“ (Zitiert nach Das neue Volk Gottes, Patmos-Verlag 1969, S. 325f und 330).

Eine neu aufblühende Kirche kann beim Stand der Dinge zunächst keine Volkskirche sein. Sie ist es heute ohnehin nicht, wenn wir den Gottesdienstbesuch und den sakramentalen Mitvollzug zum Maßstab nehmen. Entscheidend ist, dass die Kirche wieder über mutige und kraftvolle Hirten verfügt, die ihre Aufgabe wahrnehmen. Bischof Rudolf Voderholzer hat in seiner Predigt in der Schlussvesper auf der Herbstvollversammlung der deutschen Bischofskonferenz 2017 die Hirtengestalt am Beispiel des heiligen Bonifatius mit diesen Worten in Erinnerung gebracht: „Bonifatius habe [hat] das Christentum als ‚Gewissensreligion‘ gelehrt und verkündet! Nur wer mit seiner ganzen Person für den Glauben einsteht, nur wer zu erkennen gibt, dass er sich als Bote dem sendenden Gott und nicht dem Zeitgeist, den Erwartungen der Medien oder sonstigen vorläufigen Instanzen verantwortlich weiß, wird bei anderen Glauben wecken. Kirchliches Leben braucht mehr als nur Sympathisanten. Leitbilder sind gefragt. Menschen, die brennen und so das Feuer des Glaubens weitergeben können“.

Nach außen Demokratie, nach innen Tyrannei

*Ein Blick hinter die Fassade der islamischen Diktatur im Iran /
Rebellion der Jugend ohne Zukunft*

Im Iran vollzieht sich derzeit ein altes Gesetz jeder Revolution: Sie frisst ihre Kinder. Zwar ist im Moment noch nicht abzusehen, wie lange die revolutionäre Mahlzeit dauern und wie umfassend sie sein wird, aber anders als noch vor sieben Jahren bei der „grünen“ Rebellion der Studenten kann man sagen, diese Phase der Revolution hat begonnen.

Die Suche nach Ursachen für die erneute Rebellion Anfang Januar verliert sich in Spekulationen über Arbeitslosigkeit, Lebenshunger, Frust. Man hat genug von den Weltmacht-Fantasien der Mullarchie, vom Terror-Sponsoring, vom angeblich liberalen Präsidenten Ruhani, der mit den Großen dieser Welt Geschäfte macht, wovon das Volk nichts sieht. Lebensmittel sind knapp, eine Preiserhöhung für Brot war wie das Streichholz, das in einen trockenen Heuhaufen geworfen wurde. An ihm entzündete sich Protest. Er wird getragen von der Jugend und verbreitete sich wie ein Lauffeuer landesweit. Den Jugendlichen steht das Blut im Kopf, den Machthabern sowieso. Die 13 Toten zum Jahreswechsel blieben nicht die einzigen, Dutzende folgten. Den vielen hundert Festgenommenen droht ein schlimmes Schicksal. Es sind vor allem junge Frauen. All das schreckte sie nicht. Die Ausbrüche der Gewalt sind Stichflammen aus der Tiefe der Volksseele, ein Schrei nach Befreiung vom islamischen Joch. Wenn sich die Rebellion strukturiert, drohen syrische Verhältnisse. Die Aufrufe aus Europa und Amerika wirken wie hilflose Mahnungen von Oberlehrern. Am Anstieg der Ölpreise änderten sie nichts.

Auch das Regime selber wirkt hilflos. Die üblichen Verschwörungstheorien machten die Runde. Der große Satan Amerika sei schuld,

Israel natürlich auch, Trump und Netanjahu hätten die Rebellion angezettelt und finanziert. Aber es brauchte keine Hilfe von außen. Die Jugendlichen sprachen sich über die

des Kopftuchzwangs“. Auch in den in Teheran verbreiteten Sammeltaxis tauschten Menschen Informationen über die Proteste aus. Die staatlichen Medien versuchten, die Demonstra-

Alte Bekannte: Die Beziehungen zwischen Persien und den europäischen Mächten haben Tradition. 1905 machte sich der Schah auf eine Reise nach Europa auf, was die damals größte Zeitung der Welt in einem Bild festhielt. Die Reise dauerte mehrere Monate. Erste Station war Paris, die Dynastie der Kadscharen setzte auf Frankreich. Aber Paris konnte dem Schah Mohammed Ali nicht helfen, es kam zum britisch-russischen Teilungsvertrag 1907 und einer Teilentmachtung durch die Konstitutionelle Revolution, dem Kampf des Schahs gegen das von den Briten unterstützte Parlament.



sozialen Netzwerke ab, ähnlich wie bei der Arabellion vor fünf Jahren. Instagram und der im Iran beliebte Messenger Telegram wurden sofort gesperrt, aber über Umwege ließen sie sich immer noch aufrufen. Besonders nachdrücklich wurde auf mehreren sozialistischen und marxistischen Telegram-Kanälen zum Protest aufgerufen: „Lasst uns zum allgemeinen Aufstand schreiten – als Vorbereitung der Bildung von Ausschüssen und Revolutionsräten.“ Man fordere „steigende Löhne, eine bessere Arbeitslosenversorgung, Abschaffung der Subventionierung religiöser Institutionen“ und „das Ende

tionen kleinzureden. Gegendemonstrationen wurden organisiert, das Land geriet nachhaltig in Aufruhr. Das Regime zeigte sich uneins und erschüttert.

Die Agonie einer Revolution beginnt, wenn die Elite, die sie bewirkt und geführt hat, in sich so tief zerstritten ist, dass Blut fließt und zwar das Blut nicht des Volkes – das fließt immer –, sondern das Blut führender Revolutionäre. Das war so in Frankreich, das war so in Russland und Osteuropa. Das kann auch der Tod von Symbolgestalten sein. Im Iran war es vor sieben Jahren der Tod des Großayatollah Montaseri. Seine

Botschaft kurz zuvor hatte dem Regime einen Stoß versetzt, von dem es sich nicht mehr erholte. Denn es war ein Stoß ins Herz der Glaubwürdigkeit. Montaseri hatte dem Regime mit einer Fatwa, einem islamischen Rechtsgutachten, den Schleier der Legitimität weggerissen, indem er das Vorgehen des Regimes gegen die Proteste und Demonstrationen als unislamisch qualifizierte. Das Volk sah: Die Revolutionsführer sind nackt. Gegen das Volk aber, vor allem gegen seine Jugend, ist auf Dauer keine Zukunft zu machen. Man kann es zeitweise unterdrücken, aber je tiefer der Groll, umso härter wird das Aufbäumen. Das war schon Anfang Ja-

erfassen und niederzuknüppeln. Die Verhaftungswellen, die nun über das Land rollen, können den Widerstand auf Dauer nicht brechen. Er hat die kritische Masse erreicht, man kann das ganze Volk nicht dauerhaft ins Gefängnis sperren. Fast vierzig Jahre Diktatur haben vielleicht zwei, drei Generationen gebrochen. Die Masse der heute Zwanzig- bis Dreißigjährigen aber, die im Internet täglich Freiheit und Wohlstand im „satanischen“ Westen betrachten können, glaubt nicht mehr an dieses Regime, das die Freiheit niedermacht, dessen Willkür offenkundig ist, dessen Funktionäre sich nicht an die eigenen islamischen Gesetze halten. Sie sehen die

und den Schlüssel zu den Kasernen mit ihren Waffenarsenalen. Die Armee mit ihrer fast eine Million Mann ist unter Kontrolle und verhält sich ruhig, die Revolutionswächter prügeln das Volk. Die Machtstruktur zeigt das gleiche Wesensmerkmal auf wie alle totalitären Regime des letzten Jahrhunderts: Eine Doppelhierarchie. Die marxistischen Regime in Russland, Osteuropa, China, Nordkorea, Kuba, Vietnam oder Kambodscha verfügten und tun es zum Teil immer noch über einen administrativen Strang, der dem Befehlsstrang der Partei untergeordnet ist. Staatschef und Regierung sind Fassade. Die wirklichen Herren waren oder

Die Diktatur organisierte sofort „spontane“ Gegendemonstrationen wie hier in Teheran.



nuar zu sehen.

Der französische Dichter Lamar-tine schrieb nach der französischen Revolution und Waterloo, Gesetze seien kalkulierbar, aber „das Volk ist ein Element“. Das gilt auch für Revolutionen andernorts. Das Volk in Aufruhr sucht wie das Wasser seinen Weg und vernichtet wie eine Feuerwalze Fassaden und hohle Gefäße. Die Dauer der jetzigen revolutionären Phase im Iran ist deshalb nicht absehbar, weil die Proteste einen spontanen Charakter haben. Sie suchen ihren Weg. Sie sind nicht strategisch organisiert und deshalb für das Regime auch nur punktuell zu

Widersprüche zwischen Wirklichkeit und Plakaten. Die Plakate mit den strahlenden Führern von Staat und Revolution verstellen nur die Wirklichkeit. Was aber fehlt, ist noch die Alternative hinter den Plakaten, strukturell und personell. Solange die Köpfe und das Konzept der Zukunft fehlen, solange wird es Aufruhr und Rebellion, aber keinen Regime- und Machtwechsel geben.

Das Regime der Mullahs im Iran heute ist noch zu sehr gefestigt für einen Umsturz. Es verfügt über die Gewalt und die dazugehörigen Instrumente: Paramilitärische Einheiten

sind die Chefs der Partei (z.B. Lenin, Stalin, Breschnew, Mao, Deng, Kim, Castro, etc.). Sie waren nicht selten zugleich Staatschef. Auch im faschistischen Italien unter Mussolini war das so und selbstverständlich auch in der Diktatur Nazi-Deutschlands. In der iranischen Mullaharchie ist es nicht anders. Es gibt die Regierung, den Präsidenten, das Parlament, die kommunalen Mandatsträger – alle vom Volk gewählt. Daneben existiert der religiöse Machtapparat mit dem Rahbar, dem geistlichen Führer, an der Spitze. Während die administrative Struktur im Prinzip wie eine Demokratie funktionieren soll,

handelt es sich beim religiösen Apparat de facto um eine Monarchie. Der Rahbar wurde auf Lebenszeit von seinem Vorgänger, dem Revolutionsführer Khomeini, bestimmt. Die Staatsmacht ist ihm, der Religionsmacht, untergeordnet und das ganz offiziell. Artikel 110 der Verfassung erlaubt dem Rahbar, sämtliche Entscheidungen und Handlungen des Staatsapparates, also auch Wahlen, zu „kontrollieren“ und auf ihre Übereinstimmung mit dem Islam zu prüfen. Dafür steht dem Religionsführer ein Rat der Weisen, der Vilayat e-faqih, zur Seite. De facto handelt

Jahrhunderts gehandhabt. Es ermöglicht die großen politischen Lebenslügen. Angeblich bestimmt das Volk seine Regierung, aber wenn das Volk sich irrt, muss der Rahbar den Irrtum korrigieren oder zurechtrücken. Es war auch immer das Volk, das eine Revolution zustande brachte, aber de facto waren es Massen, die von einer Elite mobilisiert und gelenkt wurden. In der Sowjetdiktatur wurden die Lebenslügen mit dem Auftrag der Geschichte überhöht, die nach Marx und Lenin ja zu der Gleichheit aller führen sollte. In der iranischen Mullarchie werden sie direkt mit letzten, also

des Islam einmal abgesehen). Mehr Rechtfertigung als der Rückgriff auf Ali und dessen Nachkommen, die zwölf Imame, ist nicht möglich. Die Macht der Mullarchie ist sozusagen auf Allah selbst zurückgeführt, mehr Totalitarismus ist in der Tat nicht denkbar.

Mit einer Demokratie, in der das Volk der Souverän ist, hat die Diktatur im Iran jedenfalls nur fassadenhaft zu tun. Sie ist eine religiöse Tyranis, die in den ersten zehn Jahren vom Revolutionsführer Ruhollah Khomeini selbst und seit dessen Tod 1989 von



Der Aufstand im Iran war real.
Er könnte jederzeit wieder aufbrechen.



- Weniger als die Hälfte der Bevölkerung sind Schiiten.
- Die Hälfte oder mehr der Bevölkerung sind Schiiten.

es sich um eine schiitische Junta mit ihrem Diktator.

So wie der Islam keine Aufklärung kennt und auch nie kennen wird, so gibt es in islamischen Staaten auch keinen Investiturstreit. Der König oder Revolutionsführer ist gleichzeitig weltlicher und geistlicher Herrscher. Der Islam ist mit der Demokratie nicht kompatibel. Sie existiert nur nach außen, zur Beruhigung des Volks und der öffentlichen Weltmeinung. Nach außen Demokratie, nach innen Tyrannei – dieses Prinzip wird von allen totalitären Regimen des letzten

religiösen Wahrheiten überhöht und begründet. Die Revolution wurde im Namen der Endstufe des schiitischen Islam geführt, sie ist der Status vor der Wiederkunft des Religionsgründers Ali, Schwiegersohn des Propheten Mohammed, dem die rechtmäßige Nachfolge als Religionsführer aller Muslime von den Gefolgsleuten des Propheten verwehrt wurde und der schließlich im Kampf gegen diese „unrechtmäßigen“ Nachfolger des Propheten den Märtyrertod erlitt, was dann auch zum grundsätzlichen Schisma der Muslime führte (von den zahlreichen nationalen Ausprägungen

seinem Nachfolger Ali Khamenei ausgeübt wird. Die ersten Staatspräsidenten, Bani Sadr (1980 bis 1981), Mohamed Radschai (nach einem Monat ermordet) und dann der spätere Religionsführer Khamenei (1981 bis 1989) stammten alle aus der nächsten Umgebung des ersten Revolutionsführers. Auch die Präsidenten in der Ära des zweiten Tyrannen, Ali-Akbar Hashemi Rafsandschani (1989 bis 1997), Mohammed Khatami (bis 2005) und Achmadinedschad (2005 bis 2013) waren regimetreue Anhänger des Revolutionsführers. Auch der jetzige Präsident Hassan Rohani, der

im Westen als liberal gilt, will an der Grundstruktur, das heißt dem Primat der Religion über die weltliche Macht, nicht rütteln. Zwar räumte er den Demonstranten ein freies Versammlungsrecht und Meinungsfreiheit ein, aber das dürfe die Grundfesten der islamischen Republik nicht infrage stellen. Und auch er stimmte in das Klagelied der führenden Köpfe des Regimes über ausländischen Einfluss ein. Er gehört zur Kaste der Ayatollahs und ist an einem Umsturz oder einer Revolution nicht interessiert, allenfalls an einem Cliquenwechsel innerhalb des Regimes. Auch

verstärkt und ist damit den Nachrichtendiensten Amerikas und Europas um Längen voraus. Washington ist in der Region seit dem Sturz des Schah schwach. Für die Regierung in Israel – ganz gleich ob rechts oder links – ist klar, dass man einzig die Worte des Revolutionsführers Ali Khamenei ernst nehmen muss, so wie die Worte Hitlers ernst zu nehmen waren. Es gibt keine Daladiers und Chamberlains in Israel, die findet man in Europa. Auch Peking und Moskau haben ihre eigene Agenda. Für alle Politiker von Rang in Israel gilt deshalb die existentielle An-

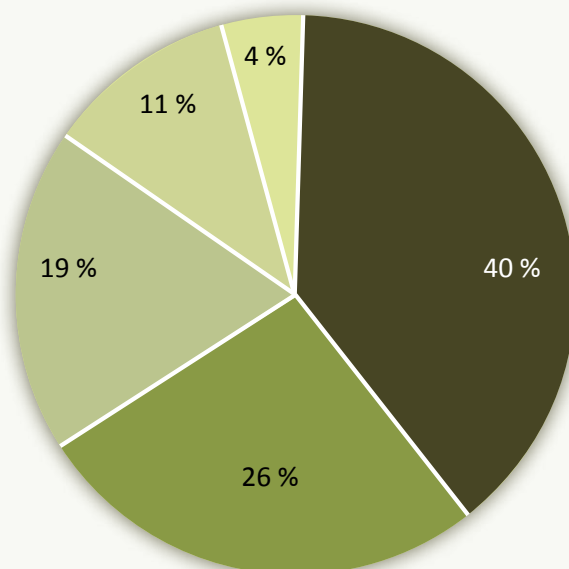
ohne Amerika, einen Präventivschlag führen und kann sich dafür auch der Zustimmung in Riad, Kairo und am Golf sicher sein.

Das ist die eigentliche Gefahr von Unruhen im Iran, dass das Regime sich genötigt sieht, im Ausland zu zündeln und seine Vasallen im Libanon, am Golf, im Irak oder in Syrien zu mobilisieren. Dann ist die Welt gefordert. Zu viele Öl-Interessen stehen auf dem Spiel, der Ölpreis würde wie die Stichflammen in die Höhe züngeln. Auch die labile Lage in der Region käme ins Rutschen. In Syri-

Nicht fest verankert

Persien ist ein alter Kulturstaat mit mehr als nur einer Zivilisation. Der Islam herrscht zwar vor, ist aber nicht so tief verankert, wie man es von einer politischen Religion erwarten könnte, die den Anspruch erhebt, zugleich Staat und Glaube zu sein, Gemeinschaft und Gemeinde, die alles regelt, den Alltag wie den Festtag.

Denn: Nach einer Umfrage des amerikanischen Fact-tanks PEW Research Center aus dem Jahr 2012, also nach dem grünen Aufstand der Studenten 2009, sagen nur vier von zehn Iranern (40 Prozent), die Religion sollte großen bis entscheidenden Einfluss auf die Politik haben, 26 Prozent meinen, der Einfluss sollte begrenzt sein und 19 Prozent wollen, dass er minimal ist. Elf Prozent wollen überhaupt keinen Einfluss der Religion auf die Politik, vier Prozent gaben keine Auskunft.



er und seine Seilschaft wollen nur an die Tröge der Macht. Auch er steht für die Einhaltung des islamischen Geistes und seiner menschenverachtenden Gesetze. So verkörpert er nicht eine liberale Strömung, wie man es in Europa so gerne selbstbeschwichtigend meint, sondern nur den tiefen Riss, der durch die Mullarchie geht.

Diese Zusammenhänge und Hintergründe sind den Israelis vermutlich bis in kleine Verästelungen bekannt. Der israelische Geheimdienst hat seine Aktivitäten im Iran in den letzten fünfzehn Jahren erheblich

genommen: Dieses Regime würde die Atombombe nutzen. Das Kalkül der Mullahs ist einfach: eine Bombe genügt, um Tel Aviv und weite Teile Israels auszulöschen. Selbst wenn die israelischen U-Boote im Mittelmeer noch einen Vergeltungsschlag führen würden, dann stünden den vier bis fünf Millionen toten Israelis vielleicht sieben oder zehn Millionen tote Iraner gegenüber. Es blieben aber mindestens 70 Millionen Iraner übrig, genug um die Vorherrschaft in der Region zu sichern. Israel aber wäre vernichtet. Dazu wird es nicht kommen. Israel würde, notfalls auch

en, dem Irak, im Jemen und vor allem im Libanon wäre ein Aufflammen des schiitisch-sunnitischen Jahrhundertkriegs zu befürchten. Aber das sind keine Gründe, der Diktatur das Wort zu reden, wie es Europas Außenminister klammheimlich tun. Und nur besorgt zuschauen reicht auch nicht. Wenn Europa überhaupt noch ein Wort mitreden will, muss es sich mit Washington und Jerusalem über die Zukunft der Region abstimmen. Das liegt durchaus im Interesse der Europäer. Denn die Fortsetzung des sunnitisch-schiitischen Krieges ist die Quelle vieler Flüchtlingsströme. □

Saladin: Toleranz-Ikone oder „Schwert des Islam“?



re: der Originalsarkophag mit den Gebeinen von Saladin.
li: ein Sarkophag für Saladin von Kaiser Wilhelm II.

1 „Andalusien“ und „Dhimmis“ als Beweise islamischer Toleranz?

Im Islamdialog werden als Beweis islamischer Toleranzfähigkeit immer wieder „Andalusien“, sodann die „schutzbefohlenen Juden und Christen“ und schließlich Sultan Saladin genannt.

Mit „Andalusien“ wird auf eine örtlich recht begrenzte Zeit des Islam auf der Iberischen Halbinsel verwiesen. Geflissentlich wird dabei jedoch übersehen: Von diesem „Beweis“ bleiben eigenartigerweise gleichzeitig alle anderen islamisch gewordenen Länder im Vorderen Orient, in Asien, Afrika und Europa mit unvergleichlich größeren Bevölkerungen ausgeschlossen. Andalusien war ein winzig kleines Land im riesigen islamischen Weltreich jener Zeit. Vor allem aber ist in diesem Kontext festzuhalten, dass die islamische Herr-

schaft auf der Iberischen Halbinsel (711-1492) keineswegs – wie so oft gepriesen – eine nahezu 800-jährige Friedenszeit der gleichberechtigten Koexistenz und Toleranz war.

„Der Mythos von Andalusien als Hort von Toleranz und gegenseitiger Befruchtung der arabischen und jüdischen Kultur hat nur so lange Bestand, wie die Machtposition der arabischen Eroberer unangefochten war“ (H. Abdel. Hamad). Dieser Mythos ist nichts anderes als „grobe Täuschung und verlogene Geschichtsklitterung“ (J. Thomas) durch interessierte Kreise.

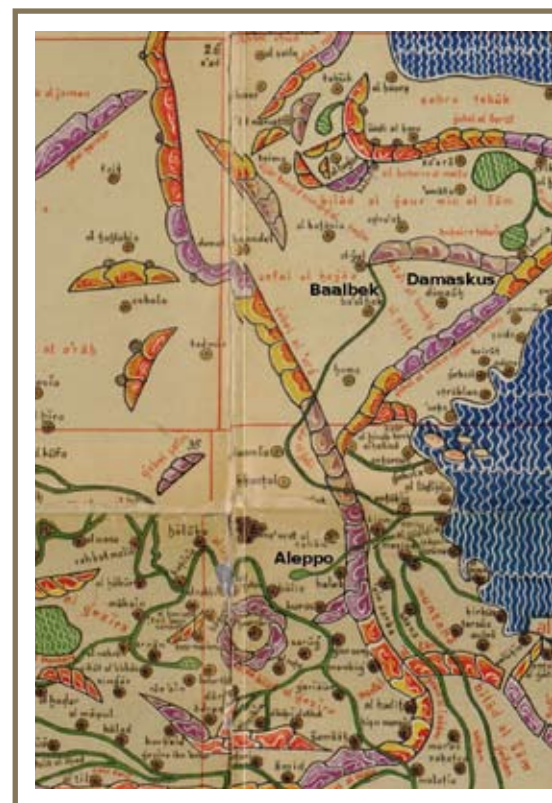
In diese „Beweiskette“ islamischen Toleranzverhaltens werden sodann das „islamische Toleranzmodell“ der *Dhimmitude* bzw. die angeblich so friedlich verlaufenen „Tributverhandlungen“ der Muslime mit den „schutzbefohlenen“ Juden und Christen angereicht. Diese Verhandlungen zwischen Eroberern und Besiegten waren keineswegs islamische Vorzeigebungen an Menschlichkeit und Toleranzverhalten den „Dhimmis“ gegenüber. Denn allzu gern wird dabei verschwiegen, dass Tributverhandlungen nach den oft grausamen islamischen Eroberungskriegen alternativlos den „Buchbesitzern“ aufgezwungen wurden und die „Dhimmis“ höchstens Untertanen zweiter oder dritter Klasse waren.

2 Saladin als vermeintliche Lichtgestalt des Islam

Zur „Beweiskette“ islamischen Toleranzverhaltens zählt vor allem auch der viel gepriesene *Sultan Saladin* (1137-1193), der oft als ein ritterlich-toleranter Mensch, als „Paladin der Ritterlichkeit“ verkauft wird. Er „ist auch in Europa respektiert und gilt als Vorbild eines ritterlichen Menschen“ (H. Küng).

Saladin wurde zu seiner Zeit von Muslimen als „Zweiter Joseph von Ägypten“ gefeiert. In Europa wurde er als der bekannteste islamische Herrscher dargestellt, wenn auch auf „bizarre Weise“ idealisiert und mit Bewunderung stilisiert als der „edle Heide“, als das „Urbild des edlen Helden“, als „Freiheitsheld“ bzw. als „der Größte aller Helden der muslimischen Welt“, zugleich als der Vorkämpfer des Toleranzgedankens der Aufklärung.

Der große Gegenspieler der „bösen Kreuzritter“ war nach Meinung seiner Bewunderer „eine rationale und kultivierte Figur im Gegensatz zu den leichtgläubigen barbarischen Kreuzfahrern“ (C. Tyerman). Saladin wird auch wegen seiner hohen Bildung, Großzügigkeit und Gastfreundlichkeit gepriesen.



In romantischer Verklärung war auch der deutsche Kaiser Wilhelm II. von Sultan Saladin fasziniert. Bei seinem Besuch in Damaskus 1898 legte der Kaiser an seinem Grab als Zeichen der Hochschätzung einen Bronzelorbeerkranz nieder. Den hölzernen Sarg des Sultans hielt er für unwürdig und beauftragte deutsche Steinmetze, einen Steinsarkophag als Ersatz zu fertigen.

Saladin konnte im Jahre 1187 Jerusalem und weite Teile des Heiligen Landes zurückerobern, dabei schonte er „großzügig“ und in der Haltung „wahrhafter Toleranz“ die Bevölkerung, allerdings gegen reiches Lösegeld. Anders als im Film von Scott dargestellt, wurde etwa die Hälfte der christlichen Bevölkerung verklavt, weil sie nicht bezahlen konnte. Die Erlaubnis für christliche Kaufleute, in den Seehäfen zu bleiben, war nach Saladins eigenen Angaben nur zu deren Nachteil und „zu unserem Vorteil“. Die öffentliche Bibliothek in Kairo ließ diese Idealgestalt der Aufklärung schließen und deren Bücher „verramschen“.

Die Inschrift auf dem Grab der „Ikone des Islam“ in Damaskus preist die gelebte Toleranz dieses nicht nur im Islam hochverehrten Sultans als Befreier Jerusalems „vom Schmutz der Ungläubigen“.

Der so Gepriesene ließ Abertausende dieser „Ungläubigen“ brutal hinmorden. Sein Sekretär, Imad ad-Din, beschrieb auch das grausame Schicksal vieler gefangener Kreuzritter im Jahre 1187. Den „Sufimystikern in seinem Gefolge gewährte der Sultan ... das Privileg, die gefangenen Templer und Johanniter köpfen zu dürfen“ (R. Irwin). Bei deren Hinrichtung half er selbst tatkräftig mit.

Der einst so berühmte, glorifizierte Sultan Saladin ist somit als berüchtigter islamischer Gewaltherrscher entlarvt, der „tötete, um dem Islam Leben zu geben“. Der ihm vom Kalifen in Bagdad verliehene Ehrentitel „Schwert des Islam“ wird ihm und seinem Leben unter seinen vielen Ehrentiteln wohl am ehesten gerecht. Sein Leben veranschaulicht, „dass seine Handlungsweise den Geboten und Verboten des Koran entsprach“ (H. Möhring). Diesen Vorgaben entsprechend verhängte der wegen seiner Toleranz gepriesene Saladin 1191 auch die Todesstrafe über den der Ketzerei angeklagten Suhrawardi, einen der größten islamischen Mystiker. Gefangene Kreuzfahrer ließ er nicht etwa aus Großmut nicht töten, sondern um sie zurückzubehalten als Faustpfand für spätere Verhandlungen.

Das vor etwa 20 Jahren errichtete Denkmal in Damaskus zeigt den islamischen Sultan Saladin, wie er über den christlichen König Guido mit seinem Pferd hinwegreitet. Joachim v. Fiori (gest. 1202) sah in Saladin einen „Verfolger der Christen“. Er soll „den Kampf gegen die Kreuzfahrer als eine ihm von Gott zugewiesene Aufgabe bezeichnet haben“ (H. Möhring). Trotzdem wird der „einsame Despot“, der „Held des Dschihad“ Saladin, der den „Heiligen Krieg“ nicht nur gegen die Ungläubigen, sondern auch gegen seine muslimischen Rivalen propagierte, auch heutzutage immer noch umjubelt – nicht zuletzt von beifallheischenden christlichen Theologen.

3 Lessings Saladin: eine romantisierte Kunstfigur

In seiner *Ringparabel „Nathan der Weise“*, dem Schlüsseltext der Aufklärung, fügte auch Gotthold Ephraim Lessing (1729-1781) verklärend und romantisierend der Legende vom friedliebenden Saladin ein weiteres Kapitel hinzu. Dem ägyptischen Sultan Saladin hat der Dichter dabei das literarische Denkmal des vorbildhaft toleranten isla-



Saladins Lebens- und Wirkungsbereich im Jahr 1154. Ausschnitt aus der von K. Miller zusammengestellten Weltkarte al-Idrisis. Zusätzlich beschriftet: Saladins Lebensstationen Tikrit, Baalbek, Aleppo, Damaskus, Kairo.

Saladin war ab 1171 der erste Sultan von Ägypten und ab 1174 Sultan von Syrien. Unter dem Namen „Sultan Saladin“ wurde er zu einem Mythos der muslimischen Welt und vorbildhaften islamischen Herrscher. Er eroberte im Jahr 1187 Jerusalem; als erfolgreicher Gegenspieler der Kreuzfahrer wurde er oft verklärt und romantisiert. In der modernen Geschichtsschreibung wird hingegen davon ausgegangen, dass er seine Rolle als Verteidiger des Islam auch zur Legitimation seiner machtpolitischen Ziele verwendete. Saladin in einer ritterlichen Darstellung aus einer mitteleuropäischen Handschrift des 15. Jahrhunderts.



mischen Herrschers gesetzt, auch zum Vorbild für jeden Christen.

Dabei ist das religionsrelativistische Resümee dieses Stücks, dass nämlich keine Religion die beste ist, sondern alle gleich sind, eine ausgesprochene Gegenposition zur islamisch-dschihadistisch geprägten Glaubenseinstellung des historischen Saladin und seinem aus ihr folgenden Herrschaftshandeln. In Wahrheit hat nämlich der als „Schwert des Islam“ bezeichnete Dschihadist Saladin das Judentum wie auch das Christentum aus seiner Glaubensüberzeugung heraus sicher beurteilt als Formen, die durch die wahre Religion Mohammeds überholt und abgelöst, ggf. auch zu bekämpfen sind.

Auch das weitere Anliegen der aufklärerischen Ringparabel, dass sich das Miteinander der unterschiedlichen Religionen (und Weltanschauungen) durch Toleranz auszeichnen sollte, kann gewiss nicht mit der historischen Gestalt des

Sultans Saladin glaubwürdig veranschaulicht werden. Im Übrigen dürfte in heutiger Zeit die Beobachtung zutreffen: „Lessings Ringparabel von Nathan dem Weisen ist ein vorgegaukelter Traum, den heute die Wirklichkeit mehr und mehr in Luft auflöst“ (G. Horst). Dem Saladin der Geschichte steht die fantasierte Kunstfigur Lessings in unüberbrückbarer Gegensätzlichkeit gegenüber.

Zu Lessings Saladin notiert auch die muslimische, jedoch islamkritische Bestseller-Autorin Necla Kelek: „Doch Saladin im Stück hat nichts von dem, was wir von dem Herrscher als historische Gestalt wissen. Saladin ließ die Tempelritter unbarmherzig hinrichten. Dass er einen von vielleicht Tausenden überleben ließ, erscheint im Stück als Güte und Toleranz – ein dramaturgischer Kniff, der nur funktioniert, wenn man die historischen Tatsachen ausblendet.“

Allerdings waren bei manchen islamischen Herrschern tatsächlich

auch die Haltungen der Toleranz und der Großzügigkeit feststellbar. So gab es durchaus auch Zeiten der gegenseitig fruchtbaren kulturellen Koexistenz zwischen den Religionen. Doch auch diese geschichtliche Wirklichkeit ist nur mit deutlicher Einschränkung positiv zu beurteilen. Denn diese Situationen entwickelten sich immer aus der jeweiligen machtpolitischen Überlegenheit des Islam heraus. Jederzeit und willkürlich konnten diese menschlichen Grundhaltungen der Toleranz und der Großzügigkeit sowie die entsprechenden Beziehungen ins Gegenteil umschlagen.

Wirkliche Toleranz steht unter der Bedingung der Gegenseitigkeit, folgt dem Grundsatz der Wechselseitigkeit. Doch: „Islamische Toleranz hieß: Duldung der Unterworfenen als Gedeimigte und Erniedrigte“ (E. Flaig). Und heute? In welchen der 57 islamisch dominierten Länder gibt es eigentlich diese Wechsel- und Gegenseitigkeit? □



Forum Deutscher Katholiken

Die Ernennung eines „Beauftragten für Religionsfreiheit“ ist unumgänglich geworden!

Das „Forum Deutscher Katholiken“ unterstützt den Vorschlag der „Internationalen Gesellschaft für Menschenrechte“ (IGFM) zur Ernennung eines/einer „Beauftragten für Religionsfreiheit“ an der neuen Bundesregierung. Weltweit nehmen religiöser Extremismus, Konflikte zwischen Religionsgruppen und Diskriminierung, insbesondere religiöser Minderheiten zu. Konversionen und Übertritt zu einer anderen Religion werden in vielen Ländern schwer bestraft bzw. sind unmöglich. Die Unterdrückung der Religions- und Gewissensfreiheit ist zu einer wesentlichen Ursache von Fluchtbewegung und Migration geworden.

Diesen zunehmenden neuen Herausforderungen kann der/die Beauftragte für Menschenrechte allgemein nicht mehr gerecht werden. Daher halten wir eine/einen „Beauftragte/n für Religionsfreiheit“ für unumgänglich. Wir begrüßen, dass es dafür Aufgeschlossenheit in der CDU/CSU-Fraktion gibt.

Kaufering, 20.01.2018 Prof. Dr. Hubert Gindert, Sprecher des „Forums Deutscher Katholiken“

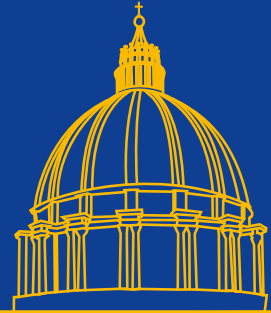
18. Kongress: „Freude am Glauben“

„Selbstbewusst mit Christus“

20. – 22. Juli 2018

Kongresszentrum Esperanto, Fulda

Schirmherr: Prof. Dr. Werner Münch, Ministerpräsident a. D.



Forum Deutscher Katholiken



Feierliche Gottesdienste:

Pontifikalamt zur Eröffnung: Hoher Dom zu Fulda;
Zelebrant: **S. Exz. Bischof Heinz-Josef Algermissen**
Hochamt: Stadtpfarrkirche St. Blasius, Zelebrant: **H. Pfr. Winfried Bittner, Fulda**; Heilige Messe in der außerordentl. Form des röm. Ritus
Pontifikalamt zum Abschluss: Hoher Dom zu Fulda;
Zelebrant: **S. Exz. Weihbischof Athanasius Schneider ORC**
Lichterprozession mit Marienweihe

Namhafte Referenten:

Prof. Dr. Werner Münch, Ministerpräsident a.D.: „Europa: Das neue Europa wurde auf den Fundamenten des christlichen Abendlandes gegründet. Es ist unsere Aufgabe, daran zu erinnern und uns für diese Werte einzusetzen.“
Weihbischof Dr. Andreas Laun: „Gewissensentscheidung als Katholik und Staatsbürger“; **P. Dr. Martin Mayerhofer FSO**: „Das Menschenbild bei den östlichen Kirchenvätern. Eine Ökologie des Menschen“; **Prof. Dr. Manfred Spieker**: „Menschenwürde und künstliche Befruchtung. Wohin führt die assistierte Reproduktion?“; **Karin Maria Fenbert**, Kirche in Not: „Religionsfreiheit ist ein Menschenrecht – aber nicht überall. Entwicklung und Stand der Christenverfolgung in einigen Ländern.“ **P. Josef A. Herget CM**: „Wenn Moslems Christen werden wollen...“ Das Evangelium Christi darf den Moslems nicht vorenthalten werden. **Jürgen Liminski**: „Glauben und Glaubensvermittlung in allen Lebensphasen. Die Bedeutung der Familie in der Erziehung und Lebensbegleitung.“ **Pfarrer Winfried Abel**, Heiligenkreuz: „Maria, Mutter der Kirche“; **S. Exz. Weihbischof Athanasius Schneider ORC**: Eucharistie als Sakrament und Kraftquelle

Wegweisende Podiumsgespräche:

„Wie kann der Glaube in den neuen Großraumpfarreien weiterleben?“
Moderation: **Bischofsvikar Christoph Casetti**; Teilnehmer: **Pfarrer Christof Anselmann, Paul Fladung, Alexandra Maria Linder MA**, Bundesvorsitzende der ALfA e.V., **Pfarrer Michael Theuerl**



ZUSÄTZLICH

FÜR JUGENDLICHE UND JUNGE ERWACHSENE:

MEDIEN- UND KOMMUNIKATIONSTRAINING

Wir freuen uns über Ihre Teilnahme!
Ihr Forum Deutscher Katholiken

Zusätzliche Programmhefte, Plakate A4/A3:
E-Mail: werbung@forum-deutscher-katholiken.de; Anmeldung:
Forum Deutscher Katholiken e.V. Postfach 11 16, 86912 Kaufering;
oder online unter www.forum-deutscher-katholiken.de



Beispielhaftes Engagement

Mit Blick auf die meist leeren Kirchenbänke für Kinder und Jugendliche, fragt mancher: Wird für sie seitens der Kirche nichts getan? Dass es neben einem fehlenden Einsatz von Eltern solche Defizite gibt, kann kaum bestritten werden. Aber es gibt auch Beispiele eines großartigen Engagements von Priestern. Hier ein Beispiel:

„Um besonders junge Menschen zur Freundschaft (mit Gott) zu führen, war ich dieses Jahr wieder viel unterwegs – rund 40.000 km mit dem Auto und weitere 26.000 km mit dem Zug zu etwa 20 Jugendwochenenden, einem halben Dutzend Ferien-Camps, vier geistlichen Exerzitien, Christustagen in der Karwoche, zwei Familienfreizeiten, zahlreichen Impulsabenden, sowie etwa 350 Besuchen und rund 600 Seelsorge-Gesprächen.“

Was hier nüchtern aufgelistet wird, ist die „Bilanz“ eines Legionärs Christi. Wer diese Arbeit unterstützen möchte, der kann es. Die dafür nötigen Informationen: Legionäre Christi e.V., Pax-Bank Köln, BLZ 370 601 93, Kto.-Nr. 32420010, IBN: DE45 3706 0193 0032 4200 10, BIC GENODED1PAX. *Hubert Gindert*

Aus den Pfarrnachrichten der katholischen Propstei Werl/Nordrheinwestfalen

Einer unserer Gemeindepriester schreibt ein Erlebnis in Werl vom Oktober 2017 auf. „Ich stelle mich Samstag am frühen Nachmittag nach erfolgtem Einkauf an die Kasse im Lidl/Werl, um zu bezahlen. Bekleidet war ich mit der üblichen priesterlichen Alltagsdienstkleidung, also als Priester erkennbar. Der Supermarkt war recht gut gefüllt, und wenn ich richtig gesehen habe, waren alle Kassen geöffnet. Vor mir waren noch drei Kunden und hinter mir noch ein weiterer Kunde. Direkt vor mir war eine alte Dame ... mit einem langen beige-braunen Mantel bekleidet und einem dunkelbraunen Kopftuch. Sie legte gerade die Ware auf das Kassensband. Plötzlich kam (offensichtlich) der Ehemann dieser Frau hinzu. Als er mich sah, begann er mich in seiner Muttersprache zu beschimpfen.

Auf dem Prüfstand

Dass es eine Beschimpfung war, war eindeutig! Ich habe darauf in keiner Weise reagiert. Dann aber fasste der besagte Mann an meinen Einkaufswagen und schüttelte/schob selbigen hin und her, während er weiter schimpfte. Daraufhin fühlte ich mich aufgefordert zu reagieren und sagte dem Herrn mit normal höflichem Ton, dass er ruhig in deutscher Sprache mit mir sprechen könne, da ich die durchaus verstehe. Er schaltete direkt um und schimpfte wie folgt: „Du Ungläubiger!“, „Du Schwein!“ Sofort wählte ich ohne Kommentar mit dem Handy die Nummer der Polizei, die sich aber nicht zuständig sah. Von den Umstehenden hat niemand etwas dazu gesagt.“

Bernhard Mihm kommentiert diesen Vorgang und sagt: „Er offenbart gleich dreierlei:

1. die Einstellung von mitten unter uns lebenden Muslimen
 2. die Reaktion des Publikums, das dergleichen schon für alltäglich hält
 3. die Verweigerung polizeilichen Einschreitens, aus welchen Gründen auch immer“.
- Hubert Gindert*

Unsere Kultur neu entdecken und wertschätzen!

Zuerst eine alte Geschichte:

Im Jahr 476 n.Chr. hat der germanische Söldnerführer Odoaker den letzten römischen Kaiser Romulus Augustulus abgesetzt. Damit endete die letzte Epoche des Weströmischen Kaiserreichs. Odoaker verlangte vom römischen Senat, dass die kaiserlichen Insignien nach Byzanz, d.h. nach Ostrom, geschickt wurden. Das war das Zeichen des auch formalen Endes einer 800jährigen ruhmreichen Vergangenheit, in der Rom Hauptstadt (caput mundi) des Römischen Weltreichs war.

Der Senat, der sich noch immer versammelte, um die Entscheidungen des jeweiligen Machthabers formal abzusegnen, betrachtete den Vorgang als einen gewöhnlichen Verwaltungsakt. Ein solches Verhalten der Senatoren gegenüber einem welthistorischen Vorgang ist bezeichnend. War doch der Römische Senat jene Einrichtung, welche die Autorität des Römischen Weltreiches verkörperte. Aber 476 raffte sich keiner der Senatoren zu einem Nachruf auf die einstige Größe Roms auf.

Dieses Imperium Romanum war trotz seiner Schwächen und Fehler ein großartiges Reich. In dem die Pax Romana den Frieden sicherte und den Bewohnern, woher sie auch kamen, Aufstiegsmöglichkeiten in die höchsten Ämter gab, wenn sie bereit waren, sich die Errungenschaften einer großen Kultur anzueignen.

Nur einer empfand die Tragik der Katastrophe, die im Untergang Roms lag und drückte seine Empfindungen in Worten aus. Es war kein gebürtiger Römer, sondern ein geborener Gallier, wahrscheinlich aus Narbonne. Er hieß Rutilius Numancius, kam aus der Verwaltung, war Präfekt in der Toskana und in Umbrien. Bevor er in seine Heimat zurückkehrte, wollte er seine Dankbarkeit gegenüber Rom, das aus ihm einen zivilisierten, gebildeten Menschen gemacht hatte, zum Ausdruck bringen. Vielleicht ist sein Buch „Über die Rückkehr“ ein letztes großes Werk in klassischem Latein. Dort heißt es u.a.:

„Höre, schönste Königin einer Welt, die du zu deiner gemacht hast.

Rom, Mutter der Menschen und Götter, höre im gestirnten Himmel: Wir sind nicht fern vom Himmel, wenn wir uns in deinen Tempeln befinden. Du spendest deine Gaben an die Strahlen der Sonne, überall wo der Ozean uns umspült.

Du hast aus unterschiedlichen Völkern eine Heimat gemacht. Wer kein Gesetz hatte, ist zu deinem Schuldner geworden, weil du Menschen zu Bürgern und das, was nur ein Globus war, zu einem Gemeinwesen gemacht hast.“

Und wir heute? Die Frage heute ist, ist uns bewusst, in welcher großartiger Kultur wir leben, die sich in den vergangenen tausend Jahren in Europa in Musik, Literatur, Malerei und Baukunst entfaltet hat? Haben wir noch Bezug und eine innere Bindung zu

ihr? Oder ist unser Verhältnis zu ihr, wie zu weit entfernten Verwandten, deren fehlende Nähe wir nicht vermissen?

Ein Nichteuropäer, der jüdische Prof. Joseph Weiler aus den USA, hält den Europäern fehlende Wertschätzung, ja Abneigung und sogar Hass auf die eigene Kultur vor.

Wenn wir zu den Wurzeln zu unserer christlich geprägten Kultur nicht zurückkehren, so hat das auch Konsequenzen. Wir können von Menschen, die aus anderen Kulturkreisen zu uns kommen, nicht erwarten, dass sie sich in unsere Kultur integrieren, wenn wir sie selber nicht mehr wertschätzen. Unsere Kultur ruht auf einem christlichen Fundament, deswegen ist die Rückkehr zum Christentum auch für die Erhaltung der Kultur entscheidend. Erzbischof Dyba sagte vor rund 20 Jahren: „Wir sind im freien Fall und überlegen: Wie schaffen wir es, dass das Ganze trotzdem funktioniert? Es gibt nur zwei Möglichkeiten, wenn die Entwicklung so weitergeht: Entweder unsere Gesellschaft verfällt in eine politische Barbarei oder aber sie erkennt, dass sie zu unserem gemeinsamen Fundament, zum Christentum zurückkehren muss. Die dritte Möglichkeit ist, dass der Islam uns überrennt.“ („Der Spiegel, 22.12.1997, zitiert nach Tagespost 30.12.2017). Der englische Dichter T.S. Eliot hatte bereits vor Dyba prognostiziert: „Sollte das Christentum verschwinden, so verschwindet die gesamte Kultur ... Wir müssen durch Jahrhunderte der Barbarei gehen ...“.

Sollten wir Europäer unsere Kultur nicht wieder entdecken, z.B. in Kirchen, in einem Konzert, im Besuch von Museen und wieder wertschätzen und weiterentwickeln? *Hubert Gindert*

Zur Politik von Zeitungen mit Leserbriefen

Zeitungen lassen mit Leserbriefen ihre Bezieher zu Wort kommen – besonders solche, die ihre politische Linie unterstützen. Ein Beispiel dafür ist die „Schwäbische Zeitung“, einstmals „Unabhängige Zeitung für christliche Kultur und Politik“.

Mit Datum vom 27.11.2017 war als „Zitat des Tages“ folgender Text abgedruckt: „Wir wollen, dass jede Biene, jeder Schmetterling und jeder Vogel weiß: Wir werden uns weiter

für sie einsetzen!“ Unter dem Text ein Bild mit der Grünen-Fraktionschefin Katrin Göring-Eckardt mit der Unterschrift „Göring-Eckardt will, dass sich ihre Partei weiterhin auf ökologische Kernthemen konzentriert“.

Annelies und Prof. Hans B. schrieben dazu folgenden Leserbrief: „Als Fraktionsvorsitzende möchte Frau Göring-Eckardt ‚dass jede Biene, jeder Schmetterling und jeder Vogel weiß‘, dass sich die Grünen ‚weiter für sie einsetzen‘. – Demzufolge wäre es nur konsequent, wenn die Grünen in ihren Artenschutz auch den Menschen von seiner Empfängnis bis zu seinem natürlichen Tod einbeziehen würden – dann wäre ihre politische Grundlage doch einigermaßen stimmig. – Nur sollte Frau Göring-Eckardt auch wissen, dass bislang alle Ideologien gescheitert sind, welche ein gottfreies Paradies auf Erden schaffen wollten“.

Dieser Leserbrief wurde nicht abgedruckt. Eine Antwort erfolgte erst nach folgenden Reklamationschritten:

a.) „eine Mail-Rückfrage vom 4.12.2017 blieb unbeantwortet

b.) mehrmalige Direktanrufe an den Redakteur landeten nach Warteschleife regelmäßig im Call-Center mit der Frage, wen man denn sprechen wollte;

c.) erst beim Direktanruf von einem der Redaktion bis dato unbekanntem Telefonanschluss erfolgte eine direkte Gesprächsverbindung – d.h., mein Telefon ist bei der Redaktion automatisch auf ‚Abweisung‘ geschaltet.

d.) Leserbriefe mit Grün-kritischen Themen wurden auch in der Vergangenheit regelmäßig abgewiesen: 11.12.2015 Toleranz – eine beliebige Größe? / 22.7.2015 Bildungsplan 2015/16 – ohne Sex? / u.a.“

Als der Leserbriefschreiber den Politredakteur schließlich doch erreichte, bekam er folgende Antwort: „Sehr geehrter Herr Prof. B., es tut mir sehr leid, dieses Mal können wir Ihren Leserbrief nicht abdrucken. Sollten Sie jedoch zu einem anderen Thema einen Leserbrief schreiben wollen, können Sie dies gerne tun. Dann werden (wir) ihn berücksichtigen (so wie in der Vergangenheit bereits mehrfach geschehen). Mit freundlichen Grüßen, ein schönes Wochenende, Politredakteur/Assistent der Chefredaktion.“

Natürlich hat kein Leserbriefschreiber ein Recht auf Abdruck. Zeitungsleser sollten aber wissen, dass

sie gelegentlich instrumentalisiert werden, weil Redakteure nicht einen „Informationsauftrag“ sondern einen „Meinungsbildungsauftrag“ als ihre Aufgabe ansehen. *Hubert Gindert*

Nicht vorzeitig in die Katakomben gehen

Wir leben (noch) in einer freien Gesellschaft mit Meinungs- und Redefreiheit, die uns die Verfassung garantiert.

Natürlich gibt es Gegenwind, wenn z.B. Zeitungen in einer Selbstzensur Vorgänge, die dem vorherrschenden Mainstream entgegenstehen, verschweigen, wenn Medien die Regierung nicht mehr kontrollieren, wenn Rechtsbrüche der Regierung, z.B. bei der Masseneinwanderung 2015, unerwähnt bleiben.

Aber es gibt, wie nie zuvor, die Möglichkeit seine Meinung in den sozialen Netzwerken zu äußern. Vor die Frage gestellt, ob Hassrede oder Verleumdung notfalls drastisch geahndet werden sollten oder die Meinungsfreiheit eingeschränkt werden sollte, müssen sich die Freunde der Freiheit für drakonische Strafen aussprechen, vorausgesetzt, dass klar definiert ist, was Hassrede oder Verleumdung ist.

Eines muss klar sein, wer in den sozialen Netzwerken schreibt, der urteilt. Das ist das gute Recht in einer freien Gesellschaft. Wer über Sachverhalte oder Personen schreibt, sollte seine Meinung begründen und belegen können und mit vollem Namen dafür gerade stehen. Wer mit einem Pseudonym arbeitet – von Anonymität wollen wir nicht reden – scheut eine offenen Auseinandersetzung.

Arthur Schopenhauer stammt aus einer anderen Zeit. Aber ist deswegen falsch, was er in seiner Schrift „Über Schriftstellerei und Stil“ anführt (Seite 18)? „Ein offener, dem Gesicht sich stellender Gegner ist ein ehrlicher, gemäßiger, einer mit dem man sich verständigen, vertragen, aussöhnen kann; ein versteckter hingegen ist ein niederträchtiger, feiger Schuft, der nicht so viel Herz hat, sich zu dem zu bekennen, was er urteilt“ ...

Man mag diese Aussage für hart halten. Aber mit einem Pseudonym zu kämpfen ist, wie wenn einer in den Untergrund geht, wenn die bürgerlichen Freiheiten in der offenen Arena zu verteidigen sind. *Hubert Gindert*

Titelbildbeschreibung



Darstellung des Herrn

Dieses Fresko findet sich in der Arenakapelle in Padua und wurde von Giotto di Bondone (* 1267 oder 1276, + 1337) zwischen 1304 und 1306 gemalt. Es zeigt die „Darstellung des Herrn“ (Lk 2, 22 – 40).

Giotto gilt als Überwinder der Ikonmalerei (maniera greca) und Vorbereiter der Perspektive. Beides kann man in diesem Bild sehen: Der Hintergrundhimmel ist nicht mehr golden, sondern blau. Alle Personen sind nebeneinander aufgereiht. Lediglich der Engel kommt aus der Tiefe. Die Horizontlinie verläuft in Höhe der Köpfe. Die Altarbasis sieht man von oben, der Baldachin kann von unten eingesehen werden. Allerdings zeigt sich hier auch, dass Giotto die Gesetze der Malperspektive noch nicht kannte.

Das Christkind hat seine Arme quer ausgestreckt. So wiederholt sein Körper

die Kreuzform in seinem Heiligenschein. Der Priester Simeon blickt intensiv das Kind an, denn seine Augen schauen den Gesalbten (Lk 2, 26), das Heil (Lk 2, 30). Er steht als einziger im Heiligtum, nämlich auf einer Marmorplatte. Seine Hände sind von einem Velum verhüllt. Noch heute verhüllt der Priester seine Hände mit einem Velum wenn er mit der Monstranz den eucharistischen Segen erteilt. Er ist, wie Joseph, barhäuptig, während Maria und die verwitwete Prophetin Anna ihre Häupter bedeckt haben, wie es Paulus vorschreibt.

Ein Engel bringt dem Kind ein Szepter, da das Jesuskind herrschen wird. Joseph wird durch seinen Bart und seine leicht gebückte Haltung als alter Mann gezeigt.

Während sich die übrigen Personen, aus dem Bibeltext erklären, bleibt die linke Person rätselhaft. Was kann man über sie aussagen? Sie ist noch nicht verheiratet, da sie keine Kopfbedeckung trägt. Sie hat keine heilsgeschichtliche Bedeutung, denn sonst würde ihr Haupt mit einem Nimbus umfassen sein. Sie ist wohlhabend oder zumindest gepflegt, wie schon ihre geflochtenen Haare verraten. Sie trägt als Einzige keinen Umhang oder Mantel, sie könnte also im Tempel zu Hause sein. Auch die Haltung ihrer Hände ist schwer zu deuten. Angesichts dieser Hinweise ist sie wohl mehr als nur ein Lückenfüller.

Alois Eppe

Bücher

Adrien Mamadou Sawadogo

Gott hat mich ergriffen



لا غالب إلا الله

Vom Islam zum Christentum

Weder Sieg noch Niederlage

media maria

Adrien Mamadou Sawadogo: Gott hat mich ergriffen. Vom Islam zum Christentum. Weder Sieg noch Niederlage. Verlag media maria 2017, ISBN 978-3-9454014-0-8, 112 S., 12,95 Euro (D), 13,30 Euro (A)

Der junge afrikanische Autor erzählt seinen Weg vom gläubigen Moslem zum katholischen Priester. Die großen Hindernisse, die sich ihm dabei in der moslemischen Umwelt entgegenstellen, überwindet er nach langen inneren Kämpfen. Dabei wird das Wirken des Heiligen Geistes sichtbar. Den Leser erstaunt das kindliche Vertrauen des jungen Mannes auf das unmittelbare Eingreifen Gottes, das sich schließlich in allen Gefahren dann auch tatsächlich einstellt. Der Autor ist 1971 in Burkina Faso geboren und lebt heute als Pater bei den „Weißen Vätern“ in Mali. Dort leitet er an der Universität in Bamako das Institut für Glauben und Begegnung. Einen europäischen Leser überrascht, wie konkret Gott Menschen gerade aus dem islamischen Bereich in seinen Dienst beruft und führt. Nach Thomas von Aquin setzt die Gnade beim Menschen die notwendige Natur voraus, damit Gott wirken kann. Offenbar findet Gott bei den natürlichen Menschen in Afrika viel fruchtbaren Boden. Dieses Buch ist kurz, spannend und leicht zu lesen. Und es macht Mut.

Eduard Werner

DER FELS

Wir bitten um Unterstützung

www.der-fels.de

Liebe Leser!

Seit vielen Jahren erscheint der Fels auf Spendenbasis.

Das funktioniert natürlich nur, wenn so viele Spenden eingehen, wie die Produktion und der Versand kosten. Manche Leser spenden nicht nur für ihren Bezug unserer Zeitschrift pro Jahr 50 Euro, was etwa den Herstellungs- und Versandkosten entspricht. Sie legen noch ein gutes Scherflein drauf, z.B. für Missionare, die selbst kein Geld haben und daher gar nichts spenden können.

**Daher bitten wir Sie ganz herzlich um Ihre Hilfe.
Ein herzliches Vergelt's Gott für Ihr Wohlwollen.**

Ihre Fels-Redaktion

Konto Fels e.V.;
Landsberg-Ammersee Bank eG, IBAN DE46 7009 1600 0005 1475 22
BIC GENODEF1DSS. Weitere Banken siehe Impressum Seite 63

OSTERAKADEMIE KEVELAER 2018 – 04.-07. April

„... allzeit bereit gegen jeden, der Rechenschaft fordert über eure Hoffnung“ (1Petr 3,15) **Glaube ohne Rechtfertigung ist tot**
 Tagungsort: Priesterhaus Kevelaer (Vorträge im Petrus-Canisius-Haus)



Mi., 04. April: 16.00 Uhr, Eröffnungsandacht (Kerzenkapelle); 16.30 NN: Wie bewahre ich meinen Glauben? Die Mahnschrift des hl. Vinzenz von Lérins

Do., 05. April: 09.15 Uhr, Dr. Thomas Jatzkowski: Ist der Mensch „gottfähig“ (capax Dei)? Gibt es einen (notwendigen) Denkweg zu Gott und eine Erfahrbarkeit seiner Existenz? – Die Größe und die Grenzen der Gottesbeweise und der Gotteserfahrung.

10.45 Uhr, P. Engelbert Reckenwald FSSP: Glaube und Vernunft: Warum mit dem Glauben auch die Vernunft gerettet wird; Am Nachmittag Exkursion: Fahrt zum Kloster Mörmt bei Xanten

Fr., 06. April: 09.15 Uhr, Dr. Raphael Bexten: Person und Natur an sich oder gemäß meiner Weltanschauung?

10.45 Uhr, Prof. Dr. Christoph Ohly: „Der Bischof ist ein Christusträger“ - Kirchenrechtliche Aussagen zum Bischofsamt; 15.15 Uhr, Dr. Friederike Hoffmann-Klein: Das Recht der freien Rede vor dem Hintergrund eines relativistischen Wahrheitsverständnisses; 17.00 Uhr, Hans Jakob Bürger: Rechenschaft über die eigene Hoffnung. Gerechtfertigt durch die Ganzhingabe in der Kartause. Das Kartäuserleben des Pater Anton Jans

Sa., 07. April: 09.30 Uhr, NN: Glauben in persönlicher Verantwortung
Veranstalter und Anmeldung: Kardinal-von-Galen-Kreis e.V., (im Forum Deutscher Katholiken), Postfach 1103, 48692 Stadtlohn, Fax: 02563/905269, www.kvgk@kvgk.de

Veranstaltungen der Initiativkreise – Aktionsgemeinschaften:

Aktionsgemeinschaft von Katholiken in der Erzdiözese München-Freising e.V.

06. März 2018 · 19:00 Uhr · Hansa Haus, Briennerstr. 39, 80333 München · Elisabeth Maria Gietl A(ncillae) D(omini): „Maria, unsere Mutter!“ Mit Maria Abenteuer bestehen und Jesus in die Welt tragen Eintritt frei! Spende erbeten · Hinweise: Tel.: 089-60 57 32 · Hans.Schwanzl@t-online.de

Gebetsmeinung des Hl. Vaters im Februar 2018

„Nein“ zu Korruption
 Dass jene, die über wirtschaftliche, politische oder religiöse Macht verfügen, ihre Position nicht missbrauchen.

K-TV



K-TV Deutschland - Information:
 Kapellenweg 7
 D-88145 Opfenbach,
 Tel.: +49 (0) 83 85 / 394 99 90
 E-Mail: info.de@k-tv.org
 www.K-TV.at

Anschriften der Autoren dieses Heftes

- Diakon Raymund Fobes
Zillenweg 8
85051 Ingolstadt
- P. Dr. Dr. Andreas Hirsch
Hohbergstr. 12
69518 Absteinach
- Jürgen Liminski
Neckarstr. 13
53757 St. Augustin
- Prof. Dr. Reinhold Ortner
Birkenstr. 5
96117 Memmelsdorf
- Pfr. Dr. François Reckinger
Eichenfeldstr. 16a
40764 Langenfeld
- Dr. Eduard Werner
Römerweg 3 A
82346 Andechs

DER FELS - Katholische Monatsschrift. Gegründet 1970 von Pater Gerhard Hermes SAC

Verlag: Der Fels-Verein e.V.

Herausgeber: Der Fels-Verein e.V.

Verantwortlicher Redakteur: Prof. Dr. Hubert Gindert

Redaktion: Eichendorffstr. 17, D-86916 Kaufering, Tel.: 08191/966744, Fax: 08191/966743,

E-Mail: Redaktion: Hubert.Gindert@der-fels.de Bestellung: Renate.Gindert@der-fels.de

Verlagsleitung: ebendort, Grafik und Layout: Renate Gindert, Bernau;

Druck: Mayer & Söhne, Druck und Mediengruppe GmbH, 86551 Aichach

DER FELS erscheint monatlich im Umfang von 32 Seiten.

Bestellung: An den Fels-Verein e.V., Postfach 1116, D-86912 Kaufering

Einzahlung Deutschland: Konto Fels e.V.:

VR-Bank Landsberg-Ammersee eG: Der Fels e.V. KontoNr.: 5147522, BLZ: 700 916 00

IBAN: DE46 7009 1600 0005 1475 22 BIC: GENODEF1DSS

Postbank München: Der Fels e.V. KontoNr.: 903 166 809, BLZ: 700 100 80

IBAN: DE59 7001 0080 0903 1668 09 BIC: PBNKDEFF

Österreich: Bestellungen wie oben, Landeshypothekenbank Salzburg, Fels e.V.,

KontoNr.: 2 493 378, BLZ: 55 000 IBAN: AT72 5500 0000 0249 3378 BIC: SLHYAT2S

Schweiz: Bestellungen wie oben, Post Finance: Der Fels e.V. Nr.: 60-377 132-6

IBAN: CH80 0900 0000 6037 7132 6 BIC: POFICHBEXXX

Für übrige EU-Länder: Bestellungen wie oben, Der Fels e.V.

IBAN: DE46 7009 1600 0005 1475 22 BIC: GENODEF1DSS

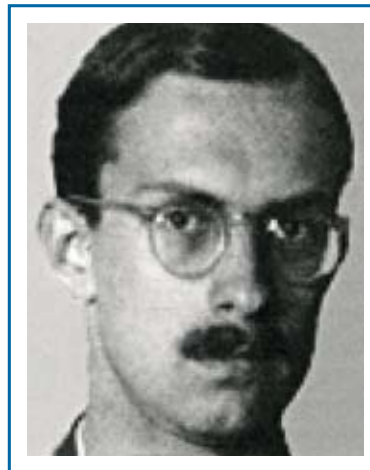
Hanns Georg von Heintschel-Heinegg – ein katholischer Gegenpol zur NS-Ideologie

Viele Menschen, die in den KZs und in den Gefängnissen der Nationalsozialisten verbluteten, gehörten zur Elite Deutschlands und Österreichs. Schon der leiseste Widerstand war lebensgefährlich. Das zeigt auch das kurze Leben des Hans Georg von Heintschel-Heinegg. Er wurde 1919 auf Schloss Kneschtz im Sudetenland geboren. 1925 übersiedelte die Familie nach Wien. Das Elite-Gymnasium Theresianum, das er dort besuchte, war ein Hort katholischer Literatur. Hier gab es weder sozialistische noch germanisch-rassistische Einflüsse. Hanns Georg von Heintschel-Heinegg und seine Freunde vom Gymnasium öffneten sich lieber dem Zauber der Stadt Wien. Heintschel-Heinegg widmete dieser Stadt 23 Gedichte. Nach dem Abitur besuchte er die europäischen Kulturmetropolen Paris, Madrid und Rom. Anschließend studierte Hanns Georg von Heintschel-Heinegg an der Universität Innsbruck Theologie mit dem Wunsch, Priester zu werden. Er las mit Begeisterung George Bernanos, Léon Bloy, Paul Claudel und Gertrud von Le Fort sowie Calderon de la Barca. Am 12. März 1938 annektierte Hitler das Land Österreich. Das Priesterseminar in Innsbruck wurde geschlossen, das Haus von der Gestapo durchsucht und Hanns Georg verhaftet. Ein Brief

wurde gefunden, in dem er seiner Schwester den Hergang der letzten Tage schildern wollte. Die Innsbrucker Priesterstudenten wussten, was die Kirche von den Nationalsozialisten zu erwarten hatte. Die deutschen Bischöfe hatten wiederholt davor gewarnt, NS-DAP zu wählen.

Nach seiner baldigen Freilassung wurde von Heintschel-Heinegg in Wien von der Österreichischen Freiheitsbewegung angeworben. Er sollte an einem Entwurf für die politische Neuordnung Mitteleuropas nach einer Niederlage Hitlers mitwirken. Die wurde jedoch am 17.06.1940 von dem völlig verschuldeten und alkoholabhängigen Wiener Burgschauspieler Otto Hartmann der Gestapo verraten. Daraufhin wurden von Heintschel-Heinegg und 130 Freunde verhaftet und in verschiedenen Gefängnissen Deutschlands untergebracht. Erst im Februar 1944 wurde der Prozess gegen ihn eröffnet, der nach zwei Tagen mit dem Todesurteil wegen angeblicher Vorbereitung zum Hochverrat endete. Die Hinrichtung erfolgte am

Abend des 5. Dezember 1944. Der evangelische Gefängnis-Seelsorger berichtete: „Als sich die traurige Eskorte (der zur Hinrichtung bestimmten Gefangenen) in dieser unvergesslichen Dezembernacht in dem nur spärlich erleuchteten und kalten Ganggewölbe des Landgerichts Wien in Bewegung setzte, öffnete der mir liebgewordene Freund und Bruder in Christo zum letzten Mal seine Lippen. Ich dachte, er wolle mit mir reden.



Er aber sprach „Credo in unum Deum ... Die Hände am Rücken gefesselt ging Heintschel-Heinegg dem Tod entgegen. Sein Blick ging in die Ferne, während er das ganze Credo laut betete. Das Amen erstickte in dem dumpfen Aufschlag des Fallbeils.“ – Im Vermächtnis unseres Helden steht u.a. ... „die Ruhe des Christen beginnt erst im Tod ... mit der unaussprechlichen Seligkeit ...“ Einen solchen heroischen Einsatz brachten damals Tausende. Der Widerstand gegen den Nationalsozialismus sollte ebenso wenig gelehrt werden wie der Holocaust. *Eduard Werner*